

*nunu*

## **Gal Gadot – Wonder Woman**





**OFFEN**  
*für* **Bildung**

StoDt::Wien

**JETZT  
LIEGT'S AN  
IHNEN!**

Nach dem beitragsfreien Kindergarten, der sprachlichen Frühförderung und dem verpflichtenden Kindergartenjahr macht Wien in Sachen Bildung den nächsten wichtigen Schritt: die neuen „Wiener Bildungsgrätzl“. Durch die Vernetzung verschiedener Bildungsangebote bekommen Kinder von Anfang an die Chance, ihre Stärken und Talente voll zu entfalten. Wie etwa im Bildungsgrätzl Schönbrunn, wo bereits jetzt durch die Vernetzung von bestehenden Bildungsstrukturen Kurse ab dem Kindergarten bis zur Matura durchgängig belegt werden können.

Also: **die Tür ist offen.**  
**Jetzt liegt's an Ihnen!**

Infos unter: [www.bildung.wien.at/bildungs-graetzl.html](http://www.bildung.wien.at/bildungs-graetzl.html)  
sowie beim MA 10 - Infotelefon: 01 277 55 55

StoDt  Wien

# Schlechte Wahl



© MILAGROS MARTINEZ-FLENER

Im Oktober gehen wir zu den Wahlen, und es lässt sich wehmütig sagen: Ach, wie war es ehemals zu wählen einfach und bequem!

Früher, da gab es die zwei großen Parteien, und je nach Herkunft fanden es die einen aus der jüdischen Gemeinschaft unmöglich, die Roten zu wählen, die anderen konnten mit den Schwarzen nicht. Argumentiert wurde dann immer scheinrational mit der Vergangenheit der SPÖ, die nach dem Krieg blitzschnell die meisten Nazis in ihre Partei eingemeindet und sich später auch als erste Partei mit den Blauen in ein Regierungsbett gelegt hatte, oder auf der anderen Seite mit Austrofaschismus und Waldheim, um nur einige Beispiele zu nennen. Für die großen Parteien sprach andererseits, dass die SPÖ mit der „Vranitzky-Doktrin“ eine Koalition mit den Blauen ausgeschlossen hatte, und dass die ÖVP sich in der Zeit der gemeinsamen Regierung mit der FPÖ – wohl um international Gutpunkte zu sammeln – für die Restitution starkgemacht hatte.

Die FPÖ wiederum war nur für genau zwei Mitglieder der Kultusgemeinde eine Option, die bei ihr als „Haus- und Hofjuden“ einen Job fanden. Dann gab es da noch die netten Grünen und das Liberale Forum, später die Neos – auch wählbar, aber immer mit der Gefahr, die Stimme zu verschenken.

Jetzt aber ist alles neu und verworren. Juden haben heute zwei Bedrohungen zu gewärtigen. Einmal gibt es den alten Antisemitismus aus den Tiefen des Alpenlandes. Er kommt meist von dort, wo es nie Juden gegeben hat und man folgerichtig keine kennt. Diese Form der Judenfeindlichkeit ist ein Platzhalter für die Angst vor dem Fremden im Allgemeinen. Irgendwer muss schuld sein am angeblich so großen Übel in dieser Leute kleinen Welt. Irgendwer da draußen konspiriert gegen die braven Menschen, Verschwörung ist immer und überall – und sie wird dann Juden genannt. Aber sie meint auch die Roma, die Farbigen, die Rumänen und Polen und seit einiger Zeit vor allem die Muslime. Dazu kommt jetzt eine neue Form des Antisemitismus aus Ländern, wo er den Kindern im Schulunterricht und in den Familien wie selbstverständlich eingebläut wird, wo er als Common Sense gilt. Jedes Jahr kann man auch in Wien am sogenannten Al-Quds-Tag diesen abgrundtiefen Hass auf Juden beobachten. Die Kundgebungen am letzten Freitag des Fastenmonats Ramadan haben zwar ihren Ausgang im Iran, werden aber hierzulande vor allem von der türkischen Community getragen. Aber auch unter vielen aus den arabischen Kriegsgebieten zu uns Geflüchteten ist Antisemitismus gang und gäbe.

Was heißt das für uns Juden, wenn wir im Oktober zur Wahl gehen? Die FPÖ kommt für all jene nicht in Frage, die wegen der Geschichte ihrer Familie in der Schoa vor allem den innerösterreichischen Antisemitismus fürchten. Das sitzt von Kindheit weg tief in uns und bestimmt vieles von unserem Handeln. Wir sind aus dieser Haltung heraus auch zumeist auf der Seite aller jener, die ebenfalls mit der hierzulande weit verbreiteten Frem-

denfeindlichkeit und dem Rassismus zu kämpfen haben. Und wir werden in unserer Ablehnung der Blauen stets aufs Neue bestätigt, zuletzt durch die Äußerungen des Abgeordneten Johannes Hübner, der bei einer Rede antijüdische Codes verwendet hat.

Aber es gibt auch Juden, für die das Narrativ nicht Schoa heißt. Sie kommen aus Ländern, in denen sie und ihre Familien nicht mit der nationalsozialistischen Form des Antisemitismus konfrontiert waren, sondern mit jeweils dort heimischen, grausamen Ausformungen. Für sie sitzt der Feind jetzt, seit sie in Österreich leben, in der türkischen und arabischen Community, und daher meinen sie, starke Männer unterstützen zu müssen, die sich gegen diese Gruppen richten. Was für die einen wegen des immer wieder aufflackernden Antisemitismus unwählbar ist, sehen also andere als Schutz gegen ihre Feinde. Es werden daher manche Juden die FPÖ wählen, auch wenn sie damit Gefahr laufen, vom antijüdischen Regen in eine noch tiefere Traufe zu geraten.

Aber auch die beiden sogenannten großen Parteien haben sich zuletzt immer weiter nach rechts bewegt. Es hat den Anschein, dass jedenfalls eine von ihnen mit der FPÖ eine Koalition eingehen wird, wobei das nach heutigem Stand der Umfragen wohl die ÖVP sein wird. Die SPÖ hätte dann einen „Kriterienkatalog“ für potenzielle Koalitionspartner geschrieben, der nicht zur Anwendung käme, aber viele frühere Wähler abgeschreckt hätte, weil sie darin einen Trick zur Beendigung der „Vranitzky-Doktrin“ zu erkennen glaubten. Die ÖVP hat sich zuletzt ein bubenhaftes Gesicht gegeben, hinter dem sich Scharfmacher vom Schlage des Innenministers Sobotka verstecken können, die das Xenophobe bestens bedienen.

Die Grünen wiederum stecken in einer veritablen Krise. Peter Pilz will nicht akzeptieren, dass Regeln, die er gut kannte und immer mitgetragen hat, sich gegen ihn wendeten. Eine derartige Selbstbezogenheit um jeden Preis, hier um den der Spaltung seiner Partei, lässt von ihm nichts Gutes erhoffen. Wer seine Freunde des eigenen Egos wegen derart im Stich lässt, wird auch anderen kein Freund sein können. Bleiben die von ihm Verlassenen, die nun Gefahr laufen, in die Bedeutungslosigkeit abzugleiten. Bei ihnen kommt dazu, dass sie jene demokratiefeindlichen Tendenzen, die sich durch Migration entwickelt haben, vollkommen ignorieren. Keine gute Wahl also für uns Juden.

Tja, und über die Neos lässt sich wenig sagen, Stronachs gibt es nicht mehr und sonst ist auch tote Hose.

Fazit ist wohl, dass es für Juden mehr Qual als Wahl gibt. Und da geht es uns um nichts besser als den meisten unserer Mitbürger. Sollten Sie aber ganz anderer Meinung als ich sein, so schreiben Sie mir doch bitte: office@nunu.at

nu

Ein süßes und glückliches Jahr 5778 wünscht Ihnen Ihr Peter Menasse, Chefredakteur

## AUS DER REDAKTION

Knapp vor Heftschluss Ende August erreicht uns die Information, dass **NU**-Herausgeber Martin Engelberg auf der Liste Sebastian Kurz für die Nationalratswahlen kandidiert. Das Team von **NU** wird dafür Sorge tragen, dass dieses Engagement keinen Einfluss auf die Blattlinie unseres Magazins haben wird. Es bleibt ein unabhängiges Organ, das ausschließlich journalistischen Grundsätzen verpflichtet ist. Wir werden zum Thema Herausgeberschaft in der nächsten Nummer von **NU** weiter berichten.



© BRACHRISTOPHER DUNKER

## WIR GRATULIEREN

der Sängerin, Schauspielerin und Musikmanagerin Marika Lichter zur Auszeichnung mit dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Die feierliche Ehrung fand im Kongresssaal des Bundeskanzleramtes statt, die Laudatio hielt Arabella Kiesbauer. Neben ihren Theaterengagements kann Marika Lichter auf zahlreiche Schallplatten- und CD-Aufnahmen verweisen. Die Künstlerin stellt sich immer wieder unentgeltlich in den Dienst der guten Sache, wie für den Verein „Wider die Gewalt“, als Botschafterin der Brustkrebshilfe oder im Vorstand des Vereins „Frauen ohne Grenzen“.

## UNS FREUT

dass Bundesminister Thomas Drozda Oberkantor Shmuel Barzilai mit dem Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich geehrt hat. „Wir zeichnen heute nicht nur einen herausragenden Kantor, sondern auch einen großen Künstler aus. Shmuel Barzilai ist seit nunmehr 25



© BRACHANDY MENZEL

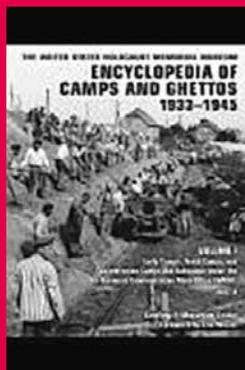
Jahren die wunderbare Stimme der jüdischen Gemeinde in Wien“, hieß es in der Laudatio des Kulturministers. „Die jüdische Kultur ist Teil der kulturellen Identität Österreichs. Oberkantor Barzilai ist Träger dieser Kultur und damit seit Jahrzehnten ein Botschafter der Republik“, wie Minister Drozda betonte.

## UNS ERHEITERT

ein Bericht über die Tätigkeit des Präsidenten der IKG, der 44 Seiten umfasst, von denen 15 leer sind oder nur eine Jahreszahl enthalten. Auf den verbliebenen 29 Seiten finden sich nicht weniger als 12 Fotos von Oskar Deutsch. Das Kafka-Zitat am Anfang der Broschüre können wir um ein weiteres ergänzen: „Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos.“

## UNS INTERESSIERT

die *Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933-1945*, veröffentlicht vom US Holocaust Memorial Museum. Auschwitz, Dachau, das Warschauer Ghetto – das sind Namen, die man im Zusammenhang mit der Geschichte des Holocausts kennt. Die meisten Menschen sind jedoch schockiert, wenn sie erfahren, wie viele Lager, Ghettos und andere Orte der Inhaftierung, Verfolgung, Zwangsarbeit



und des Mordes die Nazis und ihre Verbündeten errichteten: Es waren über 42.000. Auch das Wissen über die Bedingungen an diesen Orten ist bei vielen spärlich. Die Arbeit an diesem großen Projekt hat im Jahr 1999 begonnen. Zwei Bände sind bereits erschienen, fünf sind in Vorbereitung. Die Enzyklopädie wird auf der Website des US Holocaust Memorial Museum veröffentlicht: [www.ushmm.org](http://www.ushmm.org)

## WIR EMPFEHLEN

Shefa Markt, der auch sonntags bis 14 Uhr offen hat. Der große koschere Supermarkt in der Heinestraße Nr. 24 hat im Februar 2017 eröffnet und überzeugt mit seinem reichhaltigen Sortiment an Lebensmitteln. Dazu bekommt man im Pillsbury Kosher Coffee Point eine exzellente Melange, die wunderbar zu einem Rugelach passt. Die vielfältigen jüdischen Kulturkreise, die dort jeden Tag aufeinander treffen – aschkenasische, orientalische und sephardische Juden – sind mit der namensgebenden Fülle (denn nichts anderes bedeutet „shefa“) in jedem Sinne gut bedient.



© JDA SALAMON

**IMPRESSUM**

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur  
 Erscheinungsweise: 4 x jährlich  
 Auflage: 4.500  
 Nächste Ausgabe: Dezember 2017

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER  
 Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum  
 Gölsdorfsgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT  
 Tel.: +43 (0)1 535 63 44  
 Fax: +43 (0)1 535 63 46  
 E-Mail: office@nunu.at  
 Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG  
 IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300  
 BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM  
 NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?  
 Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:  
 Österreich: Euro 15,-  
 Europäische Union: Euro 20,-  
 Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN  
 office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM  
 Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse  
 (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)  
 Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD  
 © Armando Gallo/Zuma/picturesdesk.com

SATZ & LAYOUT  
 Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,  
 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK  
 Wallig Ennstaler Druckerei  
 und Verlag Ges.m.b.H.  
 Mitterbergstrasse 36, 8962 Gröbming

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ  
 Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches  
 Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfsgasse 3  
 Obmann: Martin Engelberg  
 Obmannstellvertreterin: Danielle Spera  
 Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:  
 NU ist ein Informationsmagazin für Juden in  
 Österreich und für ihnen nahestehende, an  
 jüdischen Fragen interessierte Menschen.  
 NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Max Grodénchik Seite 10



Markus Hengstschläger Seite 34

**Leitartikel**

Schlechte Wahl 3

**Aktuell**

Kampf gegen Antisemitismus wird in der EU neu geregelt 6

Ein „nachhelfender Workshop“ für antisemitisch postende Studenten 8

**Unterwegs mit**

Max Grodénchik, dem „Rom“ aus *Deep Space Nine* 10

**Nahost**

Die „Zweistaatenlösung“ 50 Jahre nach dem Sechstagekrieg 14

Beer-Sheva, die Hightech-Stadt Israels 17

Die Kletterhalle „The Bloc“ in Jerusalem feiert Gebrutstag 19

**Zeitgeschichte**

Interview mit dem Historiker Malachi Hachon 21

„Daisy“, das wohl berühmteste Tafelgeschirr Österreichs 24

Josef Ganz, der unterschlagene Autopionier 28

**Jüdische Leben**

Markus Hengstschläger über die jüdischen Gene 34

Zum zwanzigsten Todestag von Viktor Frankl 38

Koschere Kost auf dem Nazibunker im Esterházyerpark 42

Zwei Überlebende der Schoa treffen sich zum Jiddisch „redn“ 44

**Kultur**

Gespräch mit Hans Hurch, das nicht als Abschied gedacht war 46

Eine musikalische Sprache für „Stadt ohne Juden“ 49

Gal Gardot als „Wonder Woman“ 50

Otto Freundlich – zwischen Utopie und Wissenschaft 52

Neuaufgabe von „Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz“ 54

**Rezension**

„Homo Deus: Eine Geschichte von Morgen“ 56

„Klatt: Hitlers jüdischer Meisteragent gegen Stalin“ 58

**Standards**

Telegramm aus Netanja und Kohnversationen 31

Engelberg 59

Rätsel 41

In eigener Sache 60

Autoren 61

Dajgezzen & Chochmezzen 63

# Kampf gegen Antisemitismus – neu geregelt

**Heinz K. Becker ist ÖVP-Europaabgeordneter und im Europaparlament einer der Wegbereiter für die Verabschiedung einer einheitlichen Definition von Antisemitismus.**

VON RENÉ WACHTEL

Am 1. Juni 2017 wurde im Europaparlament eine für Juden weitreichende, positive Resolution eingebracht und mit mehr als drei Viertel der Abgeordnetenstimmen verabschiedet. Angenommen wurde die Arbeitsdefinition der Internationalen Allianz für Holocaust-Gedenken (IHRA) als gemeinsame EU-Definition für Antisemitismus. Der Großteil der Abgeordneten, ausgenommen jene der extremen Linken und der extremen Rechten, stimmten dafür. Für NU erläuterte Heinz K. Becker in seinem Wiener Büro in der Lichtenfelsgasse die Hintergründe für diese Entscheidung, die er als „überwältigend“ beschreibt.

Dass wieder einmal die extremen Parteien der Linken und der Rechten sich dagegen ausgesprochen haben, zeigt nach Beckers Ansicht, wie nahe die Positionen von extremen Gruppierungen in Europa sind. Bei einer TV-

Diskussion hatte er die Fraktionsführerin der Linken im Deutschen Bundestag, Sarah Wagenknecht, auf diesen Umstand angesprochen. Sie habe dieses Stimmverhalten zwar anfangs geleugnet, nach Recherche zur eigenen Überraschung jedoch bestätigt gefunden. Wegen dieser Einstellung der Extremen sieht Becker es als besonders wichtig an, dass bei den großen Fraktionen nun ein Grundkonsens im

**Die Definition lautet: „Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Juden, die sich als Hass gegenüber Juden ausdrücken kann. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nicht-jüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum, sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen.“**

Kampf gegen Antisemitismus erreicht werden konnte.

Becker war als Mitglied der Europäischen Volkspartei neben dem Sozialdemokraten Juan Fernando López Aguilar aus Spanien und der schwedischen Abgeordneten der Liberalen Cecilia Wikström federführend an der Ausarbeitung der Resolution beteiligt, wie er stolz erzählt. Es war zwar eine anfangs mühsame und langwierige Arbeit, aber schlussendlich doch von Erfolg gekrönt.

## **Die Working Group on Antisemitism**

Heinz K. Becker sitzt seit 2011 für die Österreichische Volkspartei im Europäischen Parlament und ist Mitglied im Justiz- und Innenausschuss, im Beschäftigungs- und Sozialausschuss sowie im Petitionsausschuss. Gleichzeitig ist er auch Generalsekretär des Österreichischen Seniorenbundes. Im Jahr 2014 fragte ihn Daniel Kapp im Auftrag des damaligen ÖVP-Parteibürochefs Josef Pröll, ob er im Europaparlament bei der „Working Group on Antisemitism (WGAS)“ für die EVP (Europäische Volkspartei) in leitender Funktion tätig sein wolle. Becker stimmte spontan zu. Die Working Group on Antisemitism (WGAS) existiert seit 2009 und befasst sich mit dem offiziellen Kampf gegen Antisemitismus auf europäischer Ebene. Es gibt drei leitende Abgeordnete und rund 80 weitere Mitglieder aus dem Europäischen Parlament, die diese Gruppe unterstützen, wobei Heinz K. Becker der einzige österreichische Vertreter ist. Die Working Group tagt viermal im Jahr in öffentlichen Sitzungen. Gleich am Beginn seiner Arbeit in der WGAS waren sich die drei Abgeordneten einig, dass sie eine einheitliche Definition für den Kampf gegen Antisemitismus finden müssten, die auch in der Legislative in den einzelnen Ländern umsetzbar ist. Mit dieser Überlegung ging die WGAS im Jahre 2015 ans Werk. Sehr hilfreich sei der European Jewish Congress

**Der Kampf gegen Antisemitismus müsse eigenständig geführt werden, nicht als Teil des allgemeinen Kampfes gegen Rassismus.**

(EUGC) mit Sitz in Brüssel gewesen, der auch den Vorschlag für die Definition laut IHRA in die Diskussion einbrachte. Heinz K. Becker wollte anfangs sogar eine semantisch schärfer formulierte Definition haben, man einigte sich in der WGAS aber dann doch, die Definition der IHRA dem Europaparlament in einem offiziellen Resolutionstext vorzulegen. Nun begann Ende 2016 die eigentliche Arbeit – die Überzeugung der Abgeordneten in den einzelnen Fraktionen. Für dieses mühsame Werben bei der EVP benötigte Heinz K. Becker nur rund einen Monat. Dann waren die Abgeordneten der EVP mit dem Text ohne Änderungen einverstanden. Länger dauerte die Diskussionen bei den anderen Fraktionen. Vor allem zwei Punkte wurden diskutiert. Einerseits stellte sich die Frage, ob man bei Annahme dieser Resolution Israel weiterhin kritisieren könne, ohne gleich als antisemitisch zu gelten. Ein weiterer Punkt war die Frage, ob es nicht sinnvoll wäre, den Text in einer gemeinsamen Resolution für den Kampf gegen Rassismus einzubauen. Für die Mitglieder in der WGAS war die unspezifische Verbindung mit Rassismus ein No-Go und dahingehend wurde auch vehement argumentiert. Der Kampf gegen Antisemitismus müsse eigenständig geführt werden, nicht als Teil des allgemeinen Kampfes gegen Rassismus.

Auch die Frage, ob man Israel trotz dieses Beschlusses kritisieren könne, wurde geklärt: Würde auch nur unerschwellig das Existenzrecht Israels in Frage gestellt werden, dann wäre das eindeutig Antisemitismus. So wurde zugleich aber für viele Abgeordnete klar, dass eine sachliche Kritik an der israelischen Politik oder Regierung weiterhin möglich ist. Trotzdem dauerte der Diskussionsprozess bei den anderen Fraktionen im Europäischen Parlament noch länger. Alle drei Initiatoren in der WGAS drängten aber auf eine rasche Einbringung der Resolution ohne viele Änderungen im Text. In dieser Phase hatte Becker auch Kontakt mit den anderen Europaabgeordneten aus Österreich, und für fast alle war es sehr schnell klar, dass sie die Resolution unterstützen würden. Anfang Juni war es dann soweit: Es kam zur Abstimmung im Plenum des



© EVENTPRESS STAUFENBERG/DPA PICTURE ALLIANCE/PICTUREDESK.COM

**Heinz K. Becker war federführend an der Ausarbeitung der Resolution beteiligt.**

Europaparlaments und zu einem eindrucksvollen Votum im Kampf gegen den Antisemitismus.

### **Schnelle Umsetzung**

Noch aber ist der Weg nicht zu Ende. Heinz K. Becker, der im Herbst den Vorsitz in der Working Group On Antisemitism (WGAS) übernehmen wird, sieht die nächste Herausforderung darin, dass diese Resolution die Justiz- und Polizeibehörden der Mitgliedstaaten unterstützen soll und dass sie daher im Jahr 2018 in allen nationalen Parlamenten eingebracht wird und auch in diesen eine Mehrheit erlangt. So wird der rechtliche Kampf gegen Antisemitismus vollkommen neu geregelt. Wenn beispielsweise Frankreich diese Definition in nationales Gesetz gegossen hätte, wäre der Komiker Dieudonné nunmehr wegen Antisemitismus an-

geklagt worden. Becker ist auch stolz darauf, dass Österreich diese Definition schon durch den Ministerrat angenommen hat (25. April 2017).

Um die Umsetzung in weiteren Parlamenten zu erreichen, ist Becker mit den Abgeordneten im Europäischen Parlament in Kontakt und versucht sie davon zu überzeugen, dass sie in offenen Briefen an die nationalen Regierungen auch dort auf eine schnelle Umsetzung drängen.

**Heinz K. Becker**, geboren 1950 in Baden bei Wien, verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Nach der Matura Tätigkeit in einer Reihe von Werbeagenturen. Seit 1992 selbständig mit eigener Werbeagentur (2011 Übergabe des Betriebes und Ruhendstellung aller Gewerbescheine). Seit 2001 Generalsekretär des österreichischen Seniorenbundes und seit 2011 für die ÖVP Abgeordneter im Europäischen Parlament.

# „... dass ein solcher Kurs nicht schaden kann“

## **Erfahrungen mit einem „nachhelfender Workshop“ für antisemitisch postende Studentenpolitiker.**

VON WERNER HANAK-LETTNER

Mittwoch, 10. Mai 2017, 6.00 Uhr. Auf der Homepage von ORF.on erfahre ich, dass die Stadtzeitung *Falter* in der neuen Ausgabe Protokolle einer studentischen Chatgruppe mit antisemitischen, frauen- und behindertenfeindlichen „Witzen“ veröffentlicht hat. Urheber sind keine hinlänglich bekannten rechtsradikalen Netzwerke, sondern ein „FVJUS Männerkollektiv“ der ÖVP-nahen Aktionsgemeinschaft (AG) am Juridicum der Universität Wien. Die Studentenvertreter stehen mitten im Hochschul-Wahlkampf. Ich poste den Bericht an meine KollegInnen weiter. Am Vormittag sitzen wir zusammen und beratschlagen, wie eine angemessene und wirkungsvolle Antwort des Wiener Jüdischen Museums auf eine solche Wiederholungstat in neuem sozialmedialem Gewand aussehen könnte.

Danielle Spera hat die Idee, die Mitglieder dieses „Männerkollektivs“ einzuladen. Mir gefällt die Vorstellung eines Workshops und ich denke schmunzelnd an die ersten beiden Sätze unseres Mission Statements: „Das Jüdische Museum der Stadt Wien ist ein Ort der Begegnung und der Verständigung. Es ermöglicht Einblicke in das

Judentum, seine Feiertage und Bräuche, aber auch in die Jugendkultur.“

Wir beschließen, der Geschichte nicht entrüsted, sondern mit einer herausfordernden Stellungnahme zu begegnen. Zudem kommen wir überein, als Jüdisches Museum nicht den Antisemitismus ins Zentrum zu rücken, sondern zu einem „nachhelfenden Workshop“ über „jüdische Kultur, Religion und Geschichte“ einzuladen. In der Presseaussendung heißt es dazu launig:

*Direktorin Danielle Spera betont, die Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter hätten zwar auch zu den anderen von der Gruppe behandelten Themen etwas zu sagen, würden sich bei dem Workshop aber auf ihr Kernthema und ihre Kernkompetenz beschränken.*

Ich selbst schicke meine nicht allzu hochgeschraubten Erwartungen hinterher:

*Das Jüdische Museum Wien sei davon überzeugt, dass ein solcher Kurs nicht schaden kann. Die Anstrengung ist es jedenfalls wert, auch wenn der Erfolg nicht garantiert ist, wie Chefkurator Werner Hanak-Lettner anmerkte.*

Die Aussendung geht sowohl über die APA als auch über unseren Twitter-Account hinaus, erreicht dort über 16.000 Impressionen und erntet zahlreiche begeisterte Kommentare und Re-Tweets. In den nächsten Tagen

bekunden sechs junge Männer bei unserer Pressereferentin Petra Fuchs Interesse an einer Teilnahme. Das ORF-Magazin *Thema* versucht, Mitglieder der WhatsApp-Gruppe für eine Führung durch unser Museum vor die Kamera zu bekommen, doch wir lehnen diesen Vorschlag ab.

### **Weder inquisitorisch noch missionarisch**

Gemeinsam mit Hannah Landsmann, Leiterin unserer Vermittlungsabteilung, konkretisiere ich das Workshop-Programm. Mit Danielle Spera beschließen wir, dass es zu viel Ehre wäre, wenn die Direktorin den Workshop leitet, sie wird die Teilnehmer aber begrüßen.

Von den sechs angemeldeten Personen erscheinen fünf zum ersten dreistündigen Termin. Wir beginnen den Workshop mit der Frage: „Was bringt Sie hierher?“, wobei ich zuerst unsere große BesucherInnen-Bandbreite erläutere – von den Nachkommen der aus Wien in die USA oder Israel vertriebenen Jüdinnen und Juden bis hin zu den Nachkommen von österreichischen Nazis, die sich von ihren Vorfahren unterscheiden wollen. Für ihr Kommen nennen die Teilnehmer als Grund ihre Mitgliedschaft in der WhatsApp-Gruppe, betonen, dass ihnen leidtue, was vorgefallen ist, streichen ihr Interesse heraus, mehr über das Judentum zu erfahren, und geben bereitwillig über ihre nicht untypisch österreichischen Familiengeschichten Auskunft.

Von Hannah Landsmann stammt die Idee, die Workshop-Teilnehmer

Wir versuchen an diesem Vormittag, nicht selbst zu präsentieren, den Teilnehmern nicht die Konsumentenrolle anzubieten. Sie sind es, die sich mit ihren Sichtweisen und Meinungen zu behaupten haben, nicht wir.

eine gute Stunde auf eine „Expedition“ durch das Museum mit dem Auftrag zu schicken, je ein Objekt zu fotografieren, das ihnen gefällt, eines, das ihnen nicht gefällt, eines, das ihnen bereits bekannt ist, eines, worüber sie mehr wissen wollen und eines, das sie überrascht hat. Wir versuchen an diesem Vormittag, nicht selbst zu präsentieren, den Teilnehmern nicht die Konsumentenrolle anzubieten. Sie sind es, die sich mit ihren Sichtweisen und Meinungen zu behaupten haben, nicht wir. Unsere Strategie lautet, sie in ein spannendes Angebot hinein zu moderieren. Und, um es katholisch auszudrücken, weder inquisitorisch noch missionarisch tätig zu werden, aber auch auf keinen Fall den Anschein zu erwecken, ihnen durch die Teilnahme an dem Workshop eine Absolution zu erteilen zu können. Als Feedback erhalten wir generell Dank für die Einladung. Eine Antwort bleibt mir dabei in besonderer Erinnerung: „Wir haben einen hostileren Empfang erwartet.“

Schließlich teilen wir leihweise den Katalog zur 2015 gezeigten Ausstellung „Die Universität. Eine Kampfzone“ aus. Die Ausstellung behandelte die schwierige und über weite Strecken brutale Geschichte der Jüdinnen und Juden an den Wiener Universitäten. Wir bitten die Teilnehmer, beträchtliche Teile des Buchs für den nächsten Termin in einer Woche zu lesen und wiederum zu referieren, was sie bereits wussten, worüber sie gerne mehr wissen wollten und was sie am meisten überrascht hat.

Zum diesem nächsten Treffen erscheinen alle fünf vollzählig. Überrascht bei der Lektüre hätte sie, wie genau der Moment, in welchem die Deutschnationalen den Antisemitismus als tragende Säule ihrer Ideologie übernehmen, mit 1883 zu datieren ist. Dass nach dem damals stattfindenden Ausschluss der jüdischen Studenten aus den deutschnationalen Verbindungen schlagende jüdische Verbindungen entstanden. Und dass die Auseinandersetzungen, die Meinungsäußerungen der Antisemiten und der jüdischen Stu-

dierenden gut dokumentiert und heute noch recherchierbar sind.

### **Mutige Mitglieder des „Männerkollektivs“**

Letzteres Aha-Erlebnis war für uns besonders wichtig, führte es den Teilnehmern doch deutlich vor Augen, wie sehr studentische Provokationen, Auseinandersetzungen und Brutalitäten auch noch hundert Jahre später auffindbar sind und ins öffentliche Bewusstsein rücken können. Auch erkennen sie, in welche untragbare, aber seit Generationen immer wieder an der Wiener Universität gepflogene Tradition sie sich mit ihren antisemitischen Postings gestellt haben.

In einer letzten Feedback-Runde geben die Teilnehmer an, dass sie selbstverständlich auch gekommen waren, weil sie froh waren, in diesem Moment nicht überall vor verschlossenen Türen zu stehen. Hannah Landsmann und ich gewannen das Gefühl, dass hier eine wichtige Arbeit entstanden war. Die Tatsache, dass hier wohl die engagierten, vielleicht reumütigen und gleichzeitig mutigen Mitglieder dieses „Männerkollektivs“ zum Workshop gekommen war, ließ uns die Teilnehmer fragen, was die anderen ca. 30 Mitglieder abgehalten hatte, ebenfalls zu kommen. Neben jenen, die tagsüber arbeiten, gab es wohl auch einige, deren Identität der Öffentlichkeit bzw. dem Staatsanwalt noch nicht bekannt war und die durch eine Teilnahme an dem Workshop nicht riskieren wollten, enttarnt zu werden. Vielleicht hatten sich auch jene, die gekommen waren, erhofft, dass ihnen die Teilnahme vor der Verfolgung durch den Staatsanwalt helfen würde. Damit konnten und wollten wir natürlich nicht dienen, sehr wohl aber mit einer konstruktiven Anleitung zur Selbstreflexion und Wissensvermehrung. Schließlich fühlte ich mich in meinem eigenen Zitat aus der Presseaussendung durchaus bestätigt: „Das Jüdische Museum Wien sei davon überzeugt, dass ein solcher Kurs nicht schaden kann.“

Das Jüdische Museum,  
ein Ort der Begegnung  
und der Verständigung

© IDA SALAMON





# Der Außerirdische aus der Bronx

**Max Grodénchik ist ein berühmter Darsteller. Wenn er ohne Maske auftritt, erkennen ihn allerdings nur die Wenigsten. Im Gespräch mit NU erzählt er über das eine Leben auf „Deep Space Nine“ und das andere in Nußbach, Bezirk Kirchdorf an der Krems.**

VON PETER MENASSE (TEXT)  
UND HANS HOCHSTÖGER (FOTOS)

Es landet kein Raumschiff im Museumsquartier und niemand wird heruntergebeamt. Nein, mein Gesprächspartner kommt mit öffentlichen Verkehrsmitteln, und er kommt ganz anonym. „Hallo“, sage ich, „wie soll ich dich grüßen? Als Rom, Sohn von Keldar und Ishka, oder doch als Max Grodénchik aus der Bronx?“

Die vielen Fans der US-amerikanischen Science-Fiction-Fernsehserie *Star Trek: Deep Space Nine* wissen jetzt, wie der Mann, den ich da getroffen habe, in seiner Rolle aussieht. Und selbst jene, die keine Ahnung von den Abenteuern im unendlichen All haben, sollten ihn schon einmal gesehen und dann sicher in Erinnerung behalten haben. Die Maske des Rom ist so eindrucksvoll, dass sie einem sicher im Gedächtnis bleibt.

Unser Fotograf Hans Hochstöger ist bekennender Fan und daher ganz begeistert über den Besuch aus der Ferne. Er macht sogar ein Selfie mit ihm und würde am liebsten nach dem Shooting gar nicht mehr weggehen.

Max sagt auf meine Frage schmun-

zelnd: „Du machst mich lachen.“ Im Laufe des Gesprächs stellt sich heraus, dass es nicht schwierig ist, Max zum Lachen zu bringen, er ist eine echte Frohnatur. „Nenn mich, wie du willst“, meint er dann, „nimm Max, aber es geht auch mit meinem Ehrentitel: Grand Nagus des Ferengi-Imperiums.“ Und schon wieder lacht er.

## Kleinwüchsige Humanoiden

Für die Leser, die keine Ahnung haben, was diese Fernsehserie ist – und zu denen ich zugegeben auch noch bis vor kurzem gehört habe –, ein paar Informationen. *Deep Space Nine* wurde von 1993 bis 1999 ausgestrahlt. 176 Episoden wurden gedreht, eine ganze Welt der Zukunft auf einer im Alpha-Quadranten der Milchstraße geparkten Raumstation wird erzählt. Die dargestellten Geschichten, so lehrt uns Wikipedia, weisen beabsichtigte Parallelen unter anderem zu globalen politischen Konflikten der 1990er-Jahre auf.

In der Raumstation gibt es eine kleine Gruppe von Lebewesen, die sogenannten Ferengi. Auf der Internetseite [sf-germany.com](http://sf-germany.com) lernen wir, dass sie von einem Planeten stammen, auf dem es ständig regnet und die für Ferengi angenehmen Gerüche von verrottender Vegetation wehen. Sie sind kleinwüchsige Humanoiden mit einer orangenen bis bronzenen Hautfarbe und blauen Fingernägeln und haben eine breite, geriffelte Nase sowie zahlreiche scharfe Zähne. Auffällig sind ihre überdimensionalen Ohren und die großen Schädel. Also echte Schönheiten, diese Leute. Damit aus Max Grodénchik der Ferengi Rom wird, muss er eine Maske tragen und sich schminken lassen. Das macht die Dreharbeiten zu einer wahren Qual, hilft ihm aber, un-erkannt durch das Museumsquartier zu schlendern, wenn er unmaskiert ist.

Wir diskutieren gleich ein wenig darüber, ob wir ein Foto von Max in seiner Rolle als Rom in unser Heft nehmen können. Das mit den Fotorechten steht da entgegen, denn bis wir eine Freigabe aus den USA bekommen, sind wohl selbst die Ferengi, die bis zu 150 Jahre alt werden können, mause-tot. Und ohne Genehmigung kann es schnell ein paar Millionen Dollar kosten. Max lacht und meint, wir sollten es dennoch wagen. NU würde weltweit berühmt werden, wenn uns ein großer amerikanischer Produzent klagte. Na ja, weltberühmt in ganz Wien genügt uns auch. Den Leserinnen und Lesern steht ja heutzutage ohnehin Wikipedia zur Verfügung. Dort findet sich Rom in ganzer Schönheit.

## Pars pro toto

Die Ferengi auf *Deep Space Nine* sind mit jüdisch-amerikanischen Schauspielern besetzt. Außer Rom gibt es da noch seinen älteren Bruder Quark, gespielt von Armin Shimerman und seinen Sohn Nog, der von Aron Eisenberg gegeben wird. Wie in fast allen amerikanischen Filmen und Serien sind auch sonst viele Juden in verschiedenen Funktionen am Werk.

So kommen wir in unserem Gespräch auch zu einem Thema, das im Internet immer wieder auftaucht. Die Ferengi seien eine antisemitische Karikatur, meinen da einige. Dazu muss man wissen, dass die Außerirdischen als kapitalistische Ausbeuter dargestellt werden. Sie sind stets auf Profit aus und leben streng nach den sogenannten Erwerbsregeln, von denen es 285 gibt. Pars pro toto sei hier die Erwerbsregel 261 genannt, die da lautet: „Ein wohlhabender Mann kann sich alles leisten, nur kein Gewissen.“ Wäre dieser Satz nicht aus den 1990er-Jahren, könnte man meinen, es wäre damit

der Präsident eines einflussreichen Landes gemeint.

Im Internet wird also diskutiert, ob die Ferengi Karikaturen von Juden seien und die Serie antisemitische Untertöne habe. Als Grund wird neben der Profitgier auch das Aussehen der Ferengi genannt, was in der Zusammenschau aber eher darauf schließen lässt, dass die Kritiker selbst ein Problem mit einem, ihrem eigenen unbewussten Antisemitismus haben. Denn wer in der Maske wegen ausgeprägter Ohren oder Nase ein jüdisches Stereotyp zu erkennen glaubt und Profitstreben mit Juden verbindet, ist wohl selbst der antisemitischen Propaganda erlegen.

Max Grodénchik sieht die Diskussion gelassen: „Unser Produzent und Drehbuchautor Ira Steven Behr ist Jude. Er ist der Mann aus der Schreibwerkstatt, der am meisten über die Ferengi geschrieben hat. Er hat sie entwickelt. Ich bin Jude, viele andere sind Juden. Ich hatte also nie den Eindruck, dass die Leute an Juden denken, wenn sie die Ferengi-Story schreiben. Die Diskussion führt zu einem Thema, das wir als eines der ‚dritten Schiene‘ bezeichnen. Dieser Ausdruck stammt aus der New Yorker U-Bahn. Die ersten zwei



Star Trek Convention mit Rom und seinem Sohn Nog

Schienen kann man berühren, bei der dritten bekommt man einen elektrischen Schlag. Das vermeidet man. Heutzutage sind die Menschen in den USA überhaupt sehr angerührt. Du darfst keinen Spaß mehr über irgendetwas machen. Du wirst geklagt, sie twittern über dich.“

Bleiben wir also bei Max und seiner Reise durch die Weiten der Erde. Er stammt aus dem New Yorker Stadtviertel Bronx, lebte dann in Queens, später

in San Francisco und zuletzt in Los Angeles. Heute wohnt er in Nußbach, im politischen Bezirk Kirchdorf an der Krems. „Wie kommt denn das“, frage ich Max, „dort, wo du jetzt bist, haben vorher wohl noch nie Juden gelebt. Du kommst aus einer Stadt mit zehn Millionen Einwohnern in einen Ort mit etwas über 2000 Menschen. War es die Liebe?“ „Ja, so ist es“, sagt Max. „Ich lebte in Glendale im Großraum Los Angeles und lernte eine Frau aus Österreich kennen. Wir waren dort sehr glücklich. Dann wurde sie schwanger und wir standen vor der Frage, wo sie das Baby zur Welt bringen sollte. Das ist schon eine ernste Frage. Wir sind dann zur Überzeugung gekommen, dass es besten wäre, nach Österreich zu gehen.“

Das Umfeld ist ihm noch immer ein wenig fremd, auch wenn er sich am Land sehr wohl fühlt. „Als ich endgültig nach Nußbach zog, nachdem wir vorher schon öfter dort waren, wollten die Leute aus der Nachbarschaft herausfinden, wer ich bin. Also begannen sie mit mir zu plaudern. Zum Beispiel redete mich eine Dame an und ich war ganz erstaunt, dass ich jedes Wort verstand. Aber dann merkte ich, dass sie besonders langsam sprach, nicht so, wie die Nußbacher untereinander reden. Diese

**Grodénchik über Donald Trump: „Warum kann er sich nicht entschuldigen, wenn er Leute beleidigt hat?“**



Die Ferengi auf „Deep Space Nine“ sind mit jüdisch-amerikanischen Schauspielern besetzt. Außer Rom gibt es da noch seinen älteren Bruder Quark, gespielt von Armin Shimerman und seinen Sohn Nog, der von Aron Eisenberg gegeben wird.

## Wer in der Maske wegen ausgeprägter Ohren oder Nase ein jüdisches Stereotyp zu erkennen glaubt und Profitstreben mit Juden verbindet, ist wohl selbst der antisemitischen Propaganda erlegen.

Art der interessierten Annäherung kennt man in der großen Stadt nicht. Dort kann einer auf der Straße dahintorkeln, mit zerrissenem Hemd, und du gehst einfach an ihm vorbei.“

### Die Maske

Max' Familie stammt ursprünglich aus Grodno in Weißrussland, was sich in seinem Namen bis heute spiegelt. Die Eltern seines Vaters wanderten im Jahr 1905 in die USA aus, von jener der Mutter weiß er es nicht so genau. Wie er es mit der Religion hält, frage ich ihn. Er hat eine verschmitzte Antwort: „Mein Bruder ist religiös, frag doch bitte ihn.“ Er habe sich nie mit dem Judentum befasst, sagt er dann. Aber jetzt, da er älter werde und mehr über andere Religionen erfahre, beginne ihm das Judentum immer sympathischer zu werden. Viel Ahnung darüber habe er aber nicht. In seiner Kindheit in New York seien alle Kinder in seinem Umfeld in eine „Hebrew school“ geschickt worden, nur seine Eltern wählten für ihn die „Scholem-Alejchem-Schule“. Dort lernte er statt Hebräisch dann Jiddisch. Als Schauspieler wäre er später fast am Jüdischen Theater von New York gelandet, aber dann kam ein anderes Engagement dazwischen.

Max ist mittlerweile mit seiner Rolle als Rom eine Berühmtheit geworden. Mehrmals im Jahr finden in den USA oder in England sogenannte Star Trek Conventions statt. Dorthin reisen tausende Menschen, um mit den Schauspielern der Serie zu reden, sich von ihnen ein Autogramm zu holen oder um ein Selfie mit dem Lieblingsstar zu machen. So kommen wir auf seine Maske zu sprechen. Das ist ein raffiniertes Ding aus Latex, das den Kopf gänzlich umgibt und mit einer Art Klebstoff fixiert wird. Ein wenig klingt es nach Folter, wenn Max erzählt, wie das Tragen der Maske funktioniert: „Sie stülpen dir diese Maske um vier Uhr früh über den Kopf und du trägst sie bis zum Abend. Die Zähne kannst du von Zeit zu Zeit entfernen. Meine zahnärztliche Hygienikerin sagte, sie wären schlecht für

meine echten Zähne. Aber es ist nichts passiert. Für die Maske bekommst du zuerst eine Art Klebstoff auf die Haut, dann wird der Latex-Teil fixiert. Das tut am ersten Drehtag noch überhaupt nicht weh. Am Abend nehmen sie die Maske ab, können aber den Klebstoff nicht vollkommen entfernen. Sie reiben ihn ein wenig weg, das schmerzt schon. Am nächsten Tag bringen sie wieder Klebstoff auf die immer noch aufgeraute und wundte Haut auf. Am zweiten Tag ist das auch noch okay. Am fünften Tag aber schmerzt es grauenhafte.“ Max ist jedoch, wie wir wissen, eine Frohnatur und meint am Schluss: „Aber sie machen die Masken perfekt.“

Von einer der Conventions gibt es dann doch ein Foto, das frei zum Abdruck ist und Rom mit seinem Sohn Nog zeigt.

### Über Donald Trump

Nur einmal in unserem Gespräch vergeht Max das Lachen. Irgendwie kommen wir auf Donald Trump zu sprechen, und da bleibt er jetzt ganz und gar nicht ruhig. Er sitzt mit gesenktem Kopf da, sodass ich seine Augen nicht sehen kann. Es scheint, als würde er ein paar Tränen vergießen, er wirkt erregt und gekränkt: „Ich bin der Meinung, der Präsident spaltet das Land in zwei Lager und ich weiß nicht, wie das wieder aufgelöst werden kann. Die

### Grand Nagus des Ferengi-Imperiums mit Peter Menasse



Leute haben ihn gewählt und er hat gewonnen. Das hat mich und viele von uns geschockt. Aber er ist der Präsident der USA und ich würde mir wünschen, dass die Medienleute ihn Präsident Trump und nicht einfach Trump nennen würden. Da geht es um den Respekt gegenüber dem Amt, der Präsidentschaft. Präsident Trump hat sich über Serge Kowaleski von der *New York Times* lustig gemacht, über einen Mann mit einem körperlichen Gebrechen. Wie geht das? Er ist der Präsident der Vereinigten Staaten. Ich mag es nicht, dass der Präsident meines Landes sich so verhält. Er ist kein gutes Beispiel. Ich spreche nicht über seine Politik, nicht über Obamacare, nicht über Umweltschutz, sondern über sein Verhalten. Obama war ein Vorbild. Dann sagt der neue Präsident, dass es gar nicht so gewesen sei. Warum kann er sich nicht entschuldigen, wenn er Leute beleidigt hat?“

Wir kehren zurück aufs Raumschiff und zur Gesellschaft, die sich dort entwickelt hat. Max erklärt, dass die Ferengi sich im Serienverlauf ständig weiterentwickelten. Anfangs war es ihnen nur ums Geld gegangen. Später aber befreiten sich von der Ferengi-Tradition. Nur sein Bruder Quark symbolisiert die alte Generation, die eine Linie nicht zu überschreiten imstande ist, so Max. Daran zeige sich, dass es in einem Umfeld, in dem viele unterschiedliche Menschen zusammenleben und ihre Kultur einbringen, zu einer positiven gegenseitigen Beeinflussung kommt.

Ein gutes Rezept für die Menschen auf der Welt, die immer noch vielfach nach den alten Erwerbsregeln der Ferengi leben. Wie bekannt klingt beispielsweise die Regel Nummer 161: „Töten Sie nie einen Kunden, außer Sie machen mit seinem Tod mehr Profit als mit seinem Leben.“ Max' Lieblingsregel trägt die Nummer 48 und lautet: „Je breiter das Lächeln, desto schärfer das Messer.“ Max selbst lacht viel und gerne. Aber nicht breit, weil ein Messer ist diesem freundlichen Mann so was von fremd.

# „Land für Frieden“

**Ein Blick auf die „Zwei-staatenlösung“ 50 Jahre nach dem Sechstagekrieg.**

VON JOHANNES GERLOFF

Mit dem Sechstagekrieg Anfang Juni 1967 wurde Israel zum Besatzer. So oder so ähnlich sieht das zumindest aus heutiger Perspektive, in Anbetracht aktueller Axiome und Diskussionen um eine Lösung „des“ Nahostkonflikts zwischen Israelis und Palästinensern aus. Entsprechend ist auch von „den Grenzen von 1967“ die Rede, wenn es um die Linien geht, die den Gazastreifen und das Westjordanland vor 1967 vom jüdischen Staat Israel trennten.

Der Gazastreifen wurde zwischen 1949 und 1967 von Ägypten verwaltet, allerdings nie annektiert. Die Westbank stand im selben Zeitraum unter der Herrschaft des haschemitischen Königreichs Jordanien. König Abdallah I. hatte die umstrittenen Gebiete am 24. April 1950 formal annektiert, was von der weltweiten Staatengemeinschaft – mit Ausnahme Groß-

britanniens und Pakistans – nie anerkannt wurde. Im Rückblick erscheint 1967 so irgendwie als das Geburtsjahr der Idee von zwei Staaten für zwei Völker als Lösung für diesen Konflikt und ein gefühlt ideales Ende der israelischen Besatzung „Palästinas“.

## Staatenordnung

Richtig ist, dass bereits die UNO-Resolution 181 vom 29. November 1947 die Lösung des Palästina-Problems in der Schaffung zweier Staaten, eines arabischen und eines jüdischen, sah. Richtig ist auch, dass die politische Vertretung der jüdischen Bevölkerung des damaligen britischen Mandatsgebiets Palästina diese Zweistaatenlösung – wenngleich nicht wirklich mit Freude – akzeptierte. Die maßgeblichen arabischen Führer lehnten den Teilungsplan vom November 1947 ebenso ab wie alle früheren Vor-



**Israelischer Soldat in der Siedlung Beit El in der Nähe von Ramallah**

© MENAHEM KAHANA/AFP/PICTUREDESK.COM

## Selbst säkulare, Hebräisch sprechende, weltoffene Palästinenser äußern unverhohlen die Ansicht: „Die Kreuzfahrer waren zweihundert Jahre in Palästina. Die Juden werden nicht so lange hier herrschen.“

schläge, bis hin zum Teilungsvorschlag der Peel-Kommission aus dem Jahr 1937, der aus dieser Perspektive wohl als Mutter aller Zweistaatenlösungen gesehen werden muss. Einzigartig wurde die UNO-Resolution 181 dadurch, dass ihre Umsetzung von einer Staatengemeinschaft mit Krieg beantwortet wurde.

Vor 1937 war kaum von einer Teilung des Gebiets zwischen Jordan und Mittelmeer die Rede. Zu frisch war wohl noch der Eindruck der Teilung, die Großbritannien mit dem ihm anvertrauten Mandatsgebiet Palästina 1922 vollzogen hatte. Damals hatten die Briten mehr als 75 Prozent des Gebietes, das ihnen eigentlich zur Schaffung einer jüdischen Heimstätte anvertraut worden war, dem haschemitischen Emir Abdallah als „Transjordanien“ zugesprochen. Zuvor hatte die im April 1920 abgehaltene Konferenz von San Remo in Folge des Vertrages von Versailles die Reste des Osmanischen Reiches in der Levante, Mesopotamien und auf der Arabischen Halbinsel – einmal abgesehen von britischen und französischen Interessensphären – unter Arabern und Juden aufteilen wollen.

Emir Faisal, ein Bruder Abdallahs, hatte in Vertretung seines Vaters Hussein, des „Königs der Araber“, in seinem berühmten Abkommen mit Chaim Weizman, dem Anführer der zionistischen Bewegung, am 3. Januar 1919 der Schaffung einer jüdischen Heimstätte in „Palästina“ (damals das gesamte Gebiet des heutigen Israel, der palästinensischen Autonomiegebiete und Jordaniens) nicht nur zugestimmt, sondern sogar versprochen, die Einwanderung von Juden aus aller Welt dorthin zu unterstützen. Enthusiastisch schwärmt das Abkommen von der „rassischen Verwandtschaft und den uralten Verbindungen zwischen Arabern und dem jüdischen Volk“ und verspricht die „engst mögliche Zusammenarbeit in der Entwicklung des arabischen Staates [im heutigen Syrien, Irak, Jordanien und

Saudi-Arabien] und [eines jüdischen!] Palästinas“.

Doch ist das alles relevant für eine Beurteilung des aktuellen Stands der Diskussion um die Zweistaatenlösung? – Für die Vereinten Nationen schon. Sie wollen allen nationalen Anstrengungen – etwa der Kurden – zum Trotz an einer Staatenordnung festhalten, die die Siegermächte des Ersten Weltkriegs dem Orient aufoktroziert hat. Auch für die Kämpfer des sogenannten Islamischen Staates, die „das Ende von Sykes-Picot“ verkündeten, als sie die Grenzmarkierungen zwischen Syrien und dem Irak zerstörten, sind die Entscheidungen der europäischen Politiker vom Anfang des 20. Jahrhunderts hochaktuell. Und schließlich spielt der 90-jährige Siedlerführer Eljakim HaEztni darauf an, wenn er sein Leben in Kirjat Arba bei Hebron rechtfertigt: „Aufgrund der Entscheidungen des Völkerbunds habe ich als Angehöriger des jüdischen Volkes ein Recht, in Palästina zu siedeln. Dieses Recht kann mir auch ein jüdischer Staat Israel nicht absprechen.“

### „Zwei Staaten für zwei Völker“

In Anbetracht des Fühlens und Denkens der Menschen, die unmittelbar von der Zweistaatenlösungs-Diskussion vor Ort betroffen sind, seien es nun Juden oder Araber, erscheinen die historischen Entwicklungen der vergangenen hundert Jahre hochaktuell. Die Ablehnung der Zweistaatenlösung durch die Araber 1947–1949 prägt bis heute jüdisches wie palästinensisches Denken. Es waren die arabischen Verhandlungspartner, die in den Abkommen von Rhodos Anfang 1949 den Begriff „Grenzen“ für die Waffenstillstandslinien ablehnten, weil sie sich weigerten, einen jüdischen Staat in welchen Grenzen auch immer anzuerkennen. Zwischen 1949 und 1967 waren alle heute als „Palästinensergebiete“ für die Schaffung eines Staates Palästina von der internationalen Gemeinschaft geforderten Gebiete in

arabischen Händen – ägyptisch verwaltet, beziehungsweise jordanisch annektiert. Meines Wissens hat in dieser Zeit niemand die Schaffung eines palästinensischen Staates gefordert, schon gar nicht „Seite an Seite“ mit einem jüdischen Staat Israel.

Auch wenn heute Darstellungen der Entwicklung einer Zweistaatenlösung auf die Abkommen von Madrid und Oslo sowie diverse UN-Resolutionen in deren Vorfeld bis hin zum Ende des Sechstagekrieges verweisen: In keinem dieser rechtlich bindenden Dokumente ist von „zwei Staaten für zwei Völker“ die Rede. Schon das Abkommen von Camp David, das am 17. September 1978 den Friedensschluss zwischen Ägypten und Israel besiegelte, versprach den Palästinensern lediglich eine Autonomie, aber keinen eigenen Staat. Keine der relevanten UNO-Resolutionen spricht von einer Zweistaatenlösung.

Joel Fishman vom Jerusalem Center for Public Affairs, einem Netanjahu-freundlichen israelischen Thinktank, sieht die Zweistaatenlösung als Instrument einer politischen Salami-Taktik. Arafat-Weggefährte Salah Khalaf alias „Abu Ijad“ habe sie in den 1970er-Jahren bei einem Besuch in Hanoi von den Nordvietnamesen übernommen. Das Ziel dieser Vorgehensweise hätten die nordvietnamesischen Kommunisten 1975 erreicht, als der letzte amerikanische Soldat per Hubschrauber vom Dach der US-Botschaft in Saigon floh. Laut Fishman wäre eine Zweistaatenlösung letztlich der „Politizid“ – ein politischer Selbstmord – des jüdischen Staates Israel.

Wenn Israelis heute betonen, die Zweistaatenlösung liege im Interesse Israels, der Charakter eines jüdischen und gleichzeitig demokratischen Staates Israel könne anders nicht bewahrt werden, geht es ihnen darum, die Palästinenser und vor allem Israels Verantwortung für dieselben loszuwerden. Ethnische Säuberungen, die noch vor einem halben Jahrhundert von der Weltöffentlichkeit als Mittel zur

## Eine im Westen erdachte politische Ordnung lässt sich im Nahen Osten nur mit Hilfe von Diktatoren aufrechterhalten und ist deshalb in jedem Fall letztendlich zum Scheitern verurteilt.

Lösung ethnischer und territorialer Konflikte akzeptiert waren, kommen heute nicht mehr in Frage. Deshalb bleibt nur die Schaffung eines Staates, in dem Palästinenser ihr Leben selbst gestalten können.

Doch was selbst die palästinenserfreundlichsten Israelis ihren Nachbarn als „Staat“ anbieten, kann nicht einmal von den dialogbereitesten palästinensischen Nationalisten als „Staat“ akzeptiert werden. Auch diejenigen Israelis, die bis in die Gegenwart am Traum einer Zweistaatenlösung festhalten und kaum noch Rückhalt in der eigenen Gesellschaft haben, bieten ihren palästinensischen Nachbarn im besten Fall eine Autonomie, die als „Staat“ bezeichnet werden soll.

Konkret: Niemand, der die politische Lage in und um Israel kennt und ein prosperierendes, sicheres, jüdisches Israel will, kann sich vorstellen, dass „Palästina“ eine Luftwaffe hat, wie Israel; eine Flotte besitzen wird, wie Israel; seinen Luftraum oder die elektronische Sphäre managen könnte, als gäbe es kein Israel. „Palästina“ wird neben einem jüdischen Israel in absehbarer Zeit weder seine Außen Grenzen wirklich souverän beherrschen, noch seine Außenpolitik frei bestimmen oder gar seine iranischen Freunde in ähnlicher Weise zu militärischem Training nach Ramallah einladen können, wie das Israel mit seinen deutschen oder amerikanischen Freunden im Negev tut.

### Das palästinensisch-israelische Schlamassel

Aus israelischer Sicht wurde in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten die Formel „Land für Frieden“, die letztendlich der Idee einer Zweistaatenlösung zugrunde liegt, ad absurdum geführt. Tatsächlich hat der jüdische Staat für kein einziges Stück Land, aus dem er sich in den vergangenen Jahrzehnten zurückgezogen hat, Frieden bekommen, sondern nur Raketten und andere sicherheitsrelevante Herausforderungen. Das gilt für den

Sinai, der Anfang der 1980er-Jahre an Ägypten abgegeben wurde. Das gilt für den Südlibanon, aus dem sich Israel im Frühjahr 2000 zurückgezogen hat. Und das gilt für den Gazastreifen, wo Israel 2005 alle jüdischen Siedlungen geräumt hat.

Auf palästinensischer Seite sind ebenfalls kaum Menschen zu finden, die eine realistische Zweistaatenlösung vor Augen haben. Bereits 2006 hat die palästinensische Wählerschaft mit überwältigender Mehrheit der radikal-islamischen Hamas das Vertrauen ausgesprochen, die die Anerkennung eines jüdischen Staates auf jeglichem islamischen Boden grundsätzlich ausschließt. Selbst säkulare, Hebräisch sprechende, weltoffene Palästinenser äußern unverhohlen die Ansicht: „Die Kreuzfahrer waren zweihundert Jahre in Palästina. Die Juden werden nicht so lange hier herrschen.“

Die Frage ist nicht, ob unter westlichen Gesichtspunkten, im Rahmen westlicher Denkstrukturen und auf der Grundlage einer westlichen Logik die Zweistaatenlösung das Beste oder gar die einzig vorstellbare Antwort auf das palästinensisch-israelische Schla-

massel ist. Entscheidend ist, ob die vor Ort an diesem Konflikt Beteiligten eine Zweistaatenlösung als „ihr“ Ziel erkennen, mit dem sie sich identifizieren können, und das sie aktiv verfolgen, auch wenn ihnen das schmerzhaftes Opfer abverlangen sollte. Bislang scheint dazu aber weder die israelische noch die palästinensische Seite bereit.

Deshalb ist es müßig, die Zweistaatenlösung in Europa oder Amerika als gut oder schlecht beurteilen zu wollen. Der Westen sollte endlich die Lehren aus dem Abkommen von Sykes-Picot ziehen, das gegen Ende des Ersten Weltkriegs das Osmanische Reich in eine britische und eine französische Interessensphäre aufteilte und letztendlich die Grundlage der Staatenordnung bildet, die den Orient im zurückliegenden Jahrhundert geprägt hat. Eine im Westen erdachte politische Ordnung lässt sich im Nahen Osten nur mit Hilfe von Diktatoren aufrechterhalten und ist deshalb in jedem Fall letztendlich zum Scheitern verurteilt. Der „Arabische Frühling“ und seine blutigen Folgen sind das beste Zeugnis dafür.



Hauptstraße nach Ramallah: „Wenn die Wahl zwischen einem Staat oder zwei Staaten ist, dann wähle ich den einen Staat.“

# „Die Zukunft Israels liegt in der Negev-Wüste“

**In Beer-Sheva befindet sich die größte Universität des Landes, die Ben-Gurion-Universität mit mehr als 17.000 Studenten.**

VON RENÉ WACHTEL

Schon David Ben Gurion sagte einst: „Die Zukunft Israels liegt in der Wüste Negev.“ Jetzt scheint das Wirklichkeit zu werden. Früher ist unsere Familie auf dem Weg nach Eilat stets an der Stadt Beer-Sheva vorbeigefahren. Die Stadt als solche war total uninteressant. Wichtig war nur eine Tankstelle, bei der wir das letzte Mal vor der Fahrt durch die Wüste Benzin bekamen, und

wo es den stärksten Kaffee ganz Israels gab. Heute hat Beer-Sheva deutlich dazugewonnen – es ist die Hightech-Stadt Israels.

In der Stadt befindet sich die größte Universität des Landes, die Ben-Gurion-Universität mit mehr als 17.000 Studenten. In Umfragen kürten die israelischen Studenten sie zur beliebtesten Universität des Landes.

**Die Ben-Gurion-Universität ist die größte Hochschule Israels.**

© KOSTAINNA/CC BY-SA 3.0



Hier scheint es das perfekte Studentenleben zu geben. Gleichzeitig kann die wissenschaftliche Arbeit mit den herausragenden anderen israelischen Universitäten mithalten. Derzeit wird gleich neben dem riesigen Campus das „Gav Yam Negev Advanced Technology Center“ errichtet. Hier entsteht eines der wichtigsten Zentren für Cyber-Sicherheit in der westlichen Welt. Schon jetzt haben sich rund 40 Firmen dort angesiedelt, darunter so prominente amerikanische Firmen wie Lockheed Martin, IBM, Paypal und Oracle. Die Deutsche Telekom ist mit einer Forschungseinrichtung zum Thema Cybersicherheit vertreten.

Auch die israelische Armee hat den Negev und speziell Beer-Sheva für sich entdeckt. Weg von der räumlichen Enge des Großraums Tel Aviv werden in Beer-Sheva Ausbildungszentren für einen Großteil der High-Tech-Einheiten geschaffen. Gleich in der Nähe der Ben-Gurion-Universität entsteht der High-Tech-Campus der Armee, der ab Ende 2017 mehr als 5.000 Soldaten aufnehmen soll. Geplant ist weiters, die Offiziersausbildung zentral an dieser Stelle zusammenzufassen. Die gesamte Stadt und der Negev befinden sich im Umbruch. In Beer-Sheva leben derzeit etwa 250.000 Menschen. Die Regierung hofft, dass sich die Einwohnerzahl in den nächsten Jahren um 100.000 Menschen erhöht. Architektonisch reihen sich neue interessante Projekte aneinander und die Stadt pulsiert. Ein junges städtisches Leben beginnt sich in Beer-Sheva zu etablieren und durch die Förderung der Regierung zur Ansiedlung von Hightech-Unternehmen sollen der Negev und Beer-Sheva richtig zum Blühen gebracht werden – wie es sich der Staatsgründer David Ben Gurion einst vorgestellt hat.

## Auf Jesu Spuren – die Hightech-Stadt Nazareth

Der Geburtsort von Jesus Christus ist in den letzten Jahren zu einem Hotspot für die Hightech-Industrie geworden. Das führt zu wirtschaftlichem Aufschwung und verhilft vielen Menschen aus der arabischen Bevölkerung der Stadt zu hochwertigen Jobs.

Das im Norden Israels gelegene Nazareth ist mit 90.000 Einwohnern die größte arabische Stadt des Landes und für viele Touristen ein Muss. Vor allem für viele christliche Pilger gehört es zum Pflichtprogramm, den Geburtsort von Jesus Christus zu besuchen. Seit einiger Zeit nun pilgern auch viele Israelis aus der Hightech-Industrie dorthin, wurde doch im Jahr 2014 in Nazareth ein Industrie- und Hightech-Park eröffnet.

Initiator des Projektes war der Großunternehmer Stef Wertheimer, der schon sechs Industrieparks in Israel erfolgreich aufgebaut hat. In dieser Randregion des Landes ist es besonders wichtig, Arbeitsplätze in der Hightech-Industrie zu schaffen und damit den Arabern und Drusen in der Region eine Möglichkeit zu geben, qualifizierte Jobs zu finden. In der Vergangenheit zeigte sich, dass viele Araber und Drusen zwar eine sehr gute Ausbildung am Technion in Haifa machten, dann aber im Zentrum von Israel, im Raum Tel Aviv, schwer einen Arbeitsplatz finden konnten. Im Jahr 2009 arbeiteten nur 300 israelische Araber in der Hightech-Branche, jetzt sind es bereits rund 2000, und bis zum Jahr 2020 erwartet die NGO „Tsafen“, dass bis zu 10.000 Araber und Drusen in der Branche beschäftigt sein werden. Auch für arabische Frauen

bietet die Hightech-Industrie eine einmalige Möglichkeit, gute Arbeitsplätze zu finden. Tsafen wurde 2008 gegründet und ist eine arabisch-jüdische Organisation, die sich um die Integration von israelischen Arabern in der Hightech-Industrie bemüht und die Errichtung von Industrie- und Businessparks in arabischen Städten in Israel fördert.

Mit dem Businesspark in Nazareth ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung gelungen. Schon jetzt haben sich 30 Firmen dort angesiedelt und rund tausend Arbeitsplätze geschaffen. Eines der ersten großen Unternehmen war der Softwarehersteller Amdocs, ein israelisches Unternehmen mit mehr als 22.000 Mitarbeitern weltweit, das im Bereich CRM-Billing und BSS-/OSS-Software führend ist. Ein anderes Beispiel ist Alpha Omega, ein Unternehmen, das von christlichen Arabern geführt wird und Produkte für die Neurologie entwickelt.

Gleichzeitig entwickelt sich die Stadt Nazareth als Start-up-Inkubator. Mit „NazTech“ gibt es ein Business Innovation Center, das speziell israelischen Arabern bei Unternehmensgründungen hilfreich zur Seite steht. Dazu kommt „Makeathon“, ein jährliches Event, bei dem Techniker in einem 36-stündigen Marathon Applikationen und Entwicklungen schaffen. Die Ergebnisse werden von einer Jury bewertet, und die Besten erhalten die Möglichkeit, ihre Projekte umzusetzen. Und mit der jährlich stattfindenden „Hightech-Konferenz für Minderheiten“ in Nazareth ist die Stadt von Jesus Christus weit im 21. Jahrhundert angekommen.



Schon im ersten Jahr ist The Bloc zu einer regelrechten Institution geworden.

# Gipfelerlebnisse eigener Art

**Die neue Kletterhalle The Bloc in Jerusalem feiert das erste Jahr ihres Bestehens.**

VON MATHIAS KREMPL (TEXT UND FOTO)

**Erste Seillänge: Ein Jubiläum**

Jerusalem weist in seiner mehrtausendjährigen Geschichte gewiss eine lange Liste von Errungenschaften auf, die hier erzielt wurden. Der Alpinismus dürfte dabei aber eher auf den hinteren Plätzen gereiht sein, wie ich als hobbymäßiger Bergbegeisterter vor Antritt meines Stipendiums mit Unbehagen mutmaße. Umso erfreulicher ist es daher, dass kürzlich die im mo-

deren Stadtzentrum gelegene, neue Kletterhalle The Bloc ihren ersten Geburtstag feierte. Schon der Name der Halle ist Programm, handelt es sich doch um die erste Kletterhalle direkt im Zentrum, wie der bestimmte Artikel des Hallennamens stolz preisgibt. Und Bloc weist auf den Charakter der Halle als Boulderlocation hin. Das Jubiläum ist der passende Anlass für den nachfolgenden Erfahrungsbericht.

Die tolle Atmosphäre ist nicht nur den Hallenbetreibern zuzuschreiben, sondern auch dem israelischen Sports- und Kampfgeist zu verdanken, der hier auf allen Leistungsniveaus präsent ist.

### **Zweite Seillänge: Die Schlüsselstellen**

Nachdem wir uns einen Überblick darüber verschafft haben, auf welchen „Berg“ uns diese vorliegende Anstiegs-skizze führt, geht's hurtig weiter. Besonderes Lob verdienen die kreativen Routen, auf denen die Schwerkraft nicht nur schnupperkletternden Kippaträgern ihre Kopfbedeckung raubt, sondern auch täglich trainierende Klettersüchtige um ihre Frisur bringt. Da findet man schwierige „Dächer“ in Durchgängen zwischen zwei Hallenräumen, knifflige klassische Anstiege durch „Verschneidungen“ in den Raumecken, „Dynamos“, die athletisches Anspringen des nächsten Klettergriffs erfordern, und Plattenklettereien mit lästigen abschüssigen „Auflegern“ – und kleinen Leisten-Griffen, die nicht nur geeignet sind, den Kletterladies ihre Fingernägel, sondern auch die Ringbänder zu kosten. Daneben kommen auch die Anfänger mit einfacheren Linien nicht zu kurz.

Die tolle Atmosphäre ist nicht nur den Hallenbetreibern zuzuschreiben, sondern auch dem israelischen Sports- und Kampfgeist zu verdanken, der hier auf allen Leistungsniveaus präsent ist. Das entsprechend historisch und kulturell geprägte Publikum macht es nahezu zur Selbstverständlichkeit, dass ich so lange gemeinsam mit dem mir bislang unbekanntem und erst ein halbes Jahr klettererfahrenen Ido an den Finessen der anspruchsvollen lilafarbenen Route im mittleren Raum feile, bis das gemeinsame Kletterprojekt mit dem Schwierigkeitsgrad 7a geknackt ist – der Schwierigkeitsgrad entspricht in etwa dem der Klagemauer, wenn man sie mit Steigeisen erklettert, ohne dabei die Gebetszettel zu berühren. So wird im Bloc also auch die Einzelsportart regelmäßig zum sozialen Erlebnis. Auch die Fitnessnische wird stark frequentiert, und zwar von der überwiegenden Mehrheit der Besucher, eine abschreckende Wirkung des einen oder anderen Muskelträgers fällt daher eigentlich kaum ins Gewicht. Und –

dieser Punkt ist wieder auf das Konto der Betreiber zu verbuchen – auf die in Jerusalem sonst so weit verbreitete Eigenheit, dass das öffentliche Leben am Schabbat weitgehend schläft und etwa die meisten Öffis und Bars geschlossen haben, wird zugunsten der Kundenorientiertheit verzichtet. Auch sonst sind die Öffnungszeiten (meist bis 23 Uhr) recht angenehm und dem mediterranen Rhythmus angepasst.

### **Dritte Seillänge: Die Verhauer**

Jede Medaille hat auch ihre Kehrseite und der Schekel des Bloc ist davon nicht ausgenommen, weshalb auch darüber gesprochen werden muss. Nicht ganz lupenrein scheint die Routenbewertung zu sein, welche in der aus den USA stammenden V-Skala angegeben ist. Denn die Bewertung fällt einerseits teilweise etwas heterogen aus, andererseits dürften tendenziell die Schwierigkeitsgrade tatsächlich eher niedriger sein, als sie angegeben sind. Ein Side-Effekt dessen, dass die Halle offenbar auch anderen recht gut behagt, ist das zeitweise recht rege Gewusel. Dieses kann dann dem Klaustrophoben zwar nicht solche Magenschmerzen bereiten, wie die engen Gassen der Altstadt zu Gebets-Stoßzeiten; es hat aber durchaus das Potenzial, die rücksichtsvolle

Klettererin ihren Fokus stärker auf die Warteschlange unten richten zu lassen, als auf ihre eigentliche Aufgabe, und bereitet zugleich den umsichtig unten Wartenden in Angst vor dem drohenden Unheil von oben ähnliche Nackenschmerzen vom Raufschauen, wie sie sonst der Sicherer beim Seilklettern kennt. Ein an und für sich sehr erfreulicher Punkt, der sich in diesen Berichtsabschnitt verirrt hat, ist der mindestens monatliche Routenwechsel. Dieser wird mit einer derartigen Emsigkeit betrieben, dass bisweilen das Setzen der Routen sogar während des Betriebs vonstattengeht. Der Nichtisraeli schließlich, welcher wegen der Sicherheitskontrollen an allen Ecken und Enden der Stadt gut beraten ist, immer seinen Reisepass bei sich zu tragen, könnte das Fehlen von Schließfächern monieren.

### **Vierte Seillänge: Der Rastplatz**

Ganz im Sinne einer erfolgreichen Bergtour ist auch für die nötige Erholung gesorgt. Ins Auge fällt schon beim Zahlen am Eingang der Bierzapfhahn, der den monetären Charakter der Kasse gleich entschärft und ihr gleichsam den Anschein eines Bartresens verschafft. Regelmäßige Events wie Reisevorträge samt Freibier sowie ein Wuzzeltisch sorgen für die verdiente Abwechslung nach absolviertem Training und in den Pausen, offene Wettbewerbe spornen zum Training an. Und wer bei den Verhauern außer der Orientierung sonst noch was verloren hat, ist dank unter Verschluss gehaltenem Lost and Found bestens beraten.

Unterm Strich ist die höchst positive Bilanz zu ziehen, dass The Bloc schon im ersten Jahr ihres Bestandes zu einer regelrechten Institution geworden ist. In dieser Halle können Gipfelerlebnisse einer eigenen Art erkraxelt werden, und sie ist aus der kleinen, aber umso lebhafteren Kletterszene der Stadt schon jetzt nicht mehr wegzudenken – möge sie noch viele weitere Geburtstage feiern!

#### **Glossar**

**Eine Seillänge** stellt beim seilgesicherten Erklettern von hohen Bergwänden einen in der Regel 30-50 m hohen Abschnitt in einer Mehrseillängenroute dar, von dessen unterem und oberem Ende aus die Kletterin einer Seilschaft ihre Partnerin mit dem Kletterseil sichert.

**Bouldern** bezeichnet in der Szene das Klettern in Absprunghöhe ohne Seilsicherung und stellte schon im ausgehenden 19. Jahrhundert im französischen Fontainebleau-Massiv mit seinen phantastischen Blöcken eine spezielle Disziplin dar.

**Schlüsselstellen** sind die klettertechnisch anspruchsvollsten und spannendsten Stellen in einer Kletterroute.

**Verhauer** stellen in einer Mehrseillängen-Kletterroute Stellen dar, an denen erfahrungsgemäß häufig die Orientierung verlorengeht.

# Intellektuelle und emotionale Beziehung zur Vergangenheit

**Der israelisch-amerikanische Historiker Malachi Hacohen ist einer der besten Kenner der österreichischen „Intellectual History“. Die von ihm konzipierte Tagungsserie „Empire, Socialism and Jews“ widmete sich dem Verhältnis von Judentum, Sozialismus und k.u.k. Monarchie. Mitveranstalter Georg Spitaler sprach mit dem Duke-University-Professor über seine Karl-Popper-Biografie und die Notwendigkeit postnationaler Geschichtserzählungen.**

**NU: Wie hat Ihr Interesse für Wien begonnen?**

**Hacohen:** Es war Karl Popper, der mich auf Wien brachte. Ich begann mich als Dissertant in den 1980er-Jahren mit ihm zu beschäftigen, im Zuge meiner Arbeit über Liberalismus in Zeiten des Totalitarismus. Poppers Wiener Hintergrund war damals nicht sehr bekannt. Er war ein berühmter Name, aber man assoziierte ihn nicht mit Österreich, sondern mit Großbritannien und Westeuropa. Bei der Lektüre von Poppers Klassikern merkte ich, dass es keinen Sinn macht, sie als Dokumente des Kalten Krieges zu lesen. Seine Kritik an dem, was er Historizismus nannte, und seine Auseinandersetzung mit dem Marxismus zielten tatsächlich auf die österreichische Sozialdemokratie der Zwischenkriegszeit und das intellektuelle Milieu ab, in dem er sich bewegte. Natürlich wurde *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* im Kalten Krieg dann zu einem antikommunistischen Manifest, durchaus im Sinn des Autors. Aber Wien ist entscheidend für ein Verständnis Poppers.

**Wie war Poppers Verhältnis zum Roten Wien?**

Die *Offene Gesellschaft* versucht zu erklären, warum das Rote Wien scheiterte und der Faschismus triumphierte. Popper würdigte einerseits das große Experiment der Arbeiterkultur

und seine sozialen Errungenschaften. Er argumentierte aber für einen kantianischen Sozialismus und ging Mitte der 1920er-Jahre auf Distanz zu Marx. Seine Kritik zielte weniger auf den paternalistischen Charakter des Roten Wien ab, sondern auf die politischen Strategien der Sozialdemokraten. Deren marxistische Prämissen hätten zerstörerische Auswirkungen gehabt. Durch ihre Rhetorik provozierten sie die bürgerliche Rechte, doch als es zur Konfrontation mit den Faschisten kam, führten sie den Kampf nicht mutig genug. Schon als junger Mensch war Popper der Ansicht, dass politische Konflikte vermieden werden sollten. Doch wenn notwendig, müsse man immer dazu bereit sein, für die Demokratie zu kämpfen. Der Untergang des Roten Wien war das Trauma, das die *Offene Gesellschaft* bearbeitete. Popper suchte nach einer progressiven politischen Alternative und fand sie in der liberalen Demokratie. Sein Modell wurde im Lauf der Jahre immer konservativer, aber es unterschied sich doch von jenem radikalen Marktliberalismus, wie wir ihn seit den 1980er-Jahren kennen. Im Grunde blieb Popper immer Sozialdemokrat.

**Wie war Ihr erster Eindruck von Wien?**

Es war unheimlich, denn es erinnerte mich an das Ramat Gan und Tel Aviv meiner Kindheit. Ich wuchs dort

auf mit Wiener Kaffeehäusern, Torten und Mehlspeisen. Ich erinnere mich auch an Litfaßsäulen, die ich in Wien wieder sah. Die Emigrantenkultur in diesen Städten war mitteleuropäisch und bürgerlich geprägt. Wien erschien mir fast israelischer als das Israel meiner Gegenwart.

**Sie haben sich auch mit Friedrich Torberg beschäftigt. Ähnlich wie Popper hat er – prominent etwa der Brecht-Boycott – bei linken Intellektuellen nicht den besten Ruf.**

Im Gegensatz zu Popper hat Torberg seinen Ruf als kalter Krieger durchaus zu Recht, er war kein Liberaler, sondern ein feuriger Antikommunist. Aber er leitete mit dem *FORVM* das beste kulturpolitische Medium seiner Zeit. Betrachtet man diese Zeitschrift und ihr kommunistisches Gegenstück, das *Wiener Tagebuch*, sieht man, dass sich ihr Format ähnelt. Beide veröffentlichten Texte von RemigrantInnen, waren international ausgerichtet und brachten, wenn auch in gegensätzlicher politischer Ausrichtung, internationale Kultur ins Nachkriegs-Wien. Trotz der stickigen Effekte des Kalten Krieges öffneten Torbergs Verbindung zum *Congress for Cultural Freedom*, genauso wie jene kommunistischer Intellektueller zur anderen Seite des Eisernen Vorhangs, das provinzielle Österreich. Es gab ansonsten ja keine öffentliche Sphäre.

**Wie kann man Torberg und Popper vergleichen?**

Sie unterschieden sich in ihrer Haltung zum Judentum: Popper lehnte die Bezeichnung als Jude ab, außer in der Gegenwart von Antisemiten. Er war geborener Protestant, war gegen jede Art der Rassentheorie und meinte, ihn als assimilierten Juden zu bezeichnen, hieße, Hitlers Diktion zu folgen. Torberg attackierte eine solche Haltung, er war stolzer Jude. Was die beiden jedoch gemeinsam hatten,



© INGO ZECHNER

**„Wien erschien mir fast israelischer als das Israel meiner Gegenwart.“**

war ihre Sicht auf die Monarchie und die nationalstaatlichen Desaster, die auf ihr Ende folgten. Sie teilten die positive Bezugnahme auf die mitteleuropäische Kultur der Jahrhundertwende. Popper unternahm den Versuch, mit der *Offenen Gesellschaft* ein demokratisches, kosmopolitisches Gemeinwesen zu konzipieren, angelehnt an seine Vorstellung des britischen Commonwealth, aber auch die Möglichkeiten der Habsburgermonarchie. Torberg war an der Konstruktion des Konzepts von österreichischer Literatur nach 1945 beteiligt. Die wichtigsten Vertreter waren deutsch schreibende jüdische AutorInnen, die aus Wien, Prag oder Galizien stammten. Torberg sah sich selbst als Nachlassverwalter der mitteleuropäischen jüdischen Kultur, als deren letzter Vertreter. Aus dieser Nostalgie speiste sich die Vision einer österreichischen Kultur, die in gewissem Sinn immer noch Geltung hat, weil sie die historische Verbundenheit zwischen Österreich und Europa, die Perspektive eines europäischen Österreich repräsentiert.

**Dieses Thema war auch ein Ausgangspunkt der Tagungsreihe „Empire, Socialism and Jews“?**

Mein Interesse für das Verhältnis von Sozialdemokratie, Judentum und Monarchie wurde durch die orthodoxe Heirat Friedrich Adlers, Victor Adlers Sohn, mit seiner aus Russland stammenden Frau Kathia geweckt. Briefwechsel machen deutlich, welche wichtige Rolle transnationale, traditionelle jüdische Netzwerke für österreichische SozialdemokratInnen immer noch spielten, selbst für Personen, die in ihrer Rhetorik jede Verbundenheit mit diesem jüdischen Leben zurückwiesen. In meinem Buchprojekt *Jacob & Esau. Jewish European History Between Nation and Empire*, das bei Cambridge University Press erscheinen wird, versuche ich, die jüdische und europäische Geschichte auch mithilfe jüdischer religiöser Texte zu schreiben. Bei der Lektüre der rabbinischen Quellen war ich überrascht, wie stark darin eine Kontinuität Österreichs gedacht wird, ganz im Gegensatz zur österreichischen politischen Kultur nach 1945, die die Republik von der imperi-

**„Was Popper und Torberg gemeinsam hatten, war ihre Sicht auf die Monarchie und die nationalstaatlichen Desaster, die auf ihr Ende folgten. Sie teilten die positive Bezugnahme auf die mitteleuropäische Kultur der Jahrhundertwende.“**

„Die Sozialdemokraten hatten, wie Bruno Kreisky festhielt, als einzige ein konkretes Programm, wie die multiethnische Monarchie auf demokratischer Basis erhalten hätte werden können.“

alen Vergangenheit trennt. Es fehlt das nationale Narrativ, das den Weg von der Monarchie in die Republik erzählt. Alles, was vor 1918 geschah, wird der Tourismusindustrie überlassen. Das hat natürlich mit den Traumata des 20. Jahrhunderts zu tun. Im traditionellen jüdischen Diskurs erscheint der Untergang der Monarchie als Katastrophe, es gab eine einseitige Liebesbeziehung zu Franz Joseph und dem Kaiserreich. Insofern habe ich nie die negative Sicht meiner österreichischen Freunde auf die Monarchie geteilt. In der Folge stellte ich fest, dass das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Monarchie anders war, als später dargestellt. Wenn man sich ansieht, was Otto Bauer und Karl Renner vor dem Ersten Weltkrieg im Vergleich zur Zwischenkriegszeit über die Monarchie geschrieben haben, sind das völlig unterschiedliche Dinge. Die Monarchie wurde nach 1918 sofort vergessen, in einem bewussten Akt der Verdrängung. Die Reichsidee kehrte bald zurück, allerdings als schauriges, nicht länger multiethnisches, sondern deutschnationales, rassifiziertes Konzept.

#### Was schließen Sie daraus?

Was wir brauchen, ist eine Version österreichischer Geschichte, die eine intellektuelle und emotionale Beziehung zur Vergangenheit herstellt. Die Sozialdemokraten hatten, wie Bruno Kreisky festhielt, als einzige ein konkretes Programm, wie die multiethnische Monarchie auf demokratischer Basis erhalten hätte werden können. Die SDAP war auch die einzige multinational aufgebaute politische Partei. So lässt sich ein alternatives Narrativ erzählen, das die fortschrittlichen Visionen des Sozialismus der Jahrhundertwende mit dem postnationalen Europa der Gegenwart verknüpft und Österreich so mit Europa verbindet.

**Sie sind Mitglied des internationalen Beirats für das „Haus der Geschichte“. Soll das Museum diese Erzählung beinhalten?**

Sicherlich, wobei ein nationales Museum nicht nur ein sozialistisches Narrativ anbieten kann. Auch beim HdG stellt sich aber die Frage, ab wann die österreichische Geschichte erzählt werden soll. Es ist gut, dass HistorikerInnen, die sich mit der Monarchie beschäftigen, an der Debatte beteiligt waren. Ob man jetzt den Beginn der modernen Geschichte Österreichs mit 1780 oder einem anderen Datum ansetzt – die Monarchie wird auf jeden Fall Teil der Darstellung sein.

**Franz Joseph und Sisi sind in Österreich ohnehin präsent, auch das Thema Wien um 1900. Mir erscheint es schwierig, Sozialismus und Judentum in diese dominanten Bilder zu reklamieren.**

Aber warum? Die loyale Haltung der Juden zu Franz Joseph ist bekannt. Die ambivalente Beziehung zwischen Sozialdemokraten und Monarchie vielleicht weniger, aber sie gehört unbedingt in das geschichtliche Narrativ integriert. Die Popularität von Wien um 1900 bietet eine Chance: Carl Schorskes berühmte Beschreibung muss um den Aspekt des multiethnischen Reichs erweitert werden, die Kronländer, die mitteleuropäischen intellektuellen Netzwerke, die die Monarchie zusammengehalten und das Geistesleben in der Hauptstadt geprägt haben. Da kommen fast von selbst die Juden und, wie ich hoffe, auch die Sozialdemokraten ins Spiel. Wir sind außerdem nicht die ersten, die so etwas unternehmen: Galizische jüdische Autoren wie Asher Barash, Soma Morgenstern, Joseph Roth oder Manès Sperber haben eine historische Perspektive der Verbindung von Monarchie, Sozialismus und Judentum geliefert.

**Sebastian Kurz hat seine Kandidatur als ÖVP-Chef unter einem Bild von Franz Joseph verkündet, das die habsburgischen Türkenkriege abbildet.**

Wollen wir das Thema deshalb den Gegnern überlassen? Gerade darum ist es wichtig, über Gegenerzählungen

zu verfügen, die auf die nationale Geschichte Bezug nehmen. Wenigstens können wir eine überzeugende alternative Geschichte erzählen, die sich von den üblichen Diskursen abhebt.

**Eine letzte Frage: Sie kommen aus einer religiösen Familie, wie hat Religion Ihre Forschung beeinflusst?**

Das Interesse für Popper und den säkularen Liberalismus bot mir einen alternativen Weg zur jüdischen Geschichte, jenseits religiöser und nationaler Ansätze. Bei der Beschäftigung mit den mitteleuropäischen Intellektuellen stellte ich jedoch fest, wie sehr ihre jüdische Herkunft die Bedingungen ihrer Kultur prägte. Als Historiker befrage ich meine eigene Biografie, die Dokumente religiöser Erziehung, und versuche, im Umgang mit ihr meinen Ort in dieser Geschichte zu definieren. Mein Buch *Jacob & Esau* ist auch der Versuch, diese Geschichte weiterzuschreiben und dem traditionellen Judentum in der europäischen Geschichte einen Platz einzuräumen. Der Zeitpunkt, an dem dieser Dialog geführt werden kann, ist flüchtig. In der Post-Holocaust-Perspektive definierte sich europäische Identität in Abgrenzung von der Schoa. Die jüdische Diaspora, jüdische Intellektuelle, boten ein Modell für europäischen Transnationalismus. Doch das europäische Projekt steckt in der Krise. Als Historiker wissen wir: Wann immer in Europa der Nationalismus blüht, zahlen am Schluss die Juden drauf. Mein Buch ist Ausdruck des vielleicht kurzen Moments in der europäischen Geschichte, an dem sich ein traditioneller Jude als Europäer verstehen könnte.

**Malachi Hacohe**, geb. 1957 in Tel Aviv, studierte an den Universitäten Bar Ilan (Ramat Gan) und Columbia (New York). Seit 1993 ist er Professor an der Duke University/North Carolina. Für sein Buch *Karl Popper – The Formative Years, 1902–1945* (Cambridge, 2000) erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Victor-Adler-Staatspreis für Geschichte sozialer Bewegungen.  
Webempfehlung: <https://sites.duke.edu/esj5/>



Heute wird „Daisy“, das wohl berühmteste Tafelgeschirr Österreichs, im Geschirrmuseum in Wilhelmsburg gewürdigt.

# Kaffee mit Daisy

**Die kultige Geschirrserie „Daisy“ trifft heute noch auf große Begeisterung bei Sammlern. Erzeugt wurde das Tafelgeschirr im niederösterreichischen Wilhelmsburg. Daran erinnert dort ein Geschirrmuseum, das auch Interesse für die Unternehmerfamilie Lichtenstern/Lester weckt.**

VON PETRA MENASSE-EIBENSTEINER

Es gibt nur wenige Hunde, an die man sich auch Jahrzehnte nach ihrem Tod noch erinnert. Berühmtes Beispiel sind die Hunde der Peggy Guggenheim, die ihre letzte Ruhestätte im Garten der Peggy Guggenheim Collection in Venedig haben, gleich neben dem Urnengrab ihrer früheren Besitzerin. Ein ähnliches Denkmal wurde der Hündin Daisy gesetzt. Nach ihr wurde eine Geschirrmарke benannt, die in den 1960er- und 70er-Jahren in vielen Haushalten zu finden war. Monica, die Tochter von Conrad H. Lester (ehemals Kurt Heinz Lichtenstern), des Fabrikbesitzers der Lilienporzellan-Fabrik im niederösterreichischen Wilhelmsburg, hatte ihren Vater überredet, den Namen ihres Hundes für die neue Geschirrserie zu wählen.

## Freude mit jedem Gedeck

Mit „Daisy“, dem pastellfarbigen Tafelgeschirr der Lilienporzellan-Serie, wurde erstmals 1959 ein Tisch gedeckt. Im selben Jahr kommt der britische Kleinwagen „Mini“ auf den Markt, bei der New Yorker Spielwarenmesse wird die erste Barbie-Puppe präsentiert und das Guggenheim Museum in New York öffnet seine Pforten.

Der Marke „Daisy“ verdankt das Lilienporzellan seine größten Erfolge. Conrad H. Lester ließ sich durch seine Zeit in Los Angeles inspirieren – helle, freundliche Farben mussten es sein. Sie entsprachen der Aufbruchsstimmung der damaligen Zeit. Pastelltöne, Porzellan und Design waren die drei Säulen für das Kultgeschirr.

Für das Design der konischen, ele-

Der Marke „Daisy“ verdankt das Lilienporzellan seine größten Erfolge. Conrad H. Lester ließ sich durch seine Zeit in Los Angeles inspirieren – helle, freundliche Farben mussten es sein. Sie entsprachen der Aufbruchsstimmung der damaligen Zeit.

ganten Form war der Chefkeramiker und Modelleur Josef Dolezal zuständig. Anfangs gab es das Tafelgeschirr einfarbig, in pastelligem Blau, Gelb oder Rosa. Doch es entstanden immer wieder Probleme bei Nachbestellungen. Das Blau war nicht mehr das gleiche Blau, das Rosa nicht das gleiche Rosa, und dafür hatten die Kunden gar kein Verständnis. Daraufhin zog Lester einen Keramikexperten zu Rate. Dem erfahrenen Ingenieur gelang es zwar nicht, eine technische Lösung zu finden, die exakte Farbgleichheit hergestellt hätte, aber er hatte eine simple Idee: Jede Schachtel enthielt fortan Geschirr in sechs unterschiedlichen Pastellfarben. Ging ein Stück kaputt, konnte man es einfach nachkaufen – und da jede Farbe im Set nur einmal vorkam, gab es keine Reklamationen mehr.

Dieses bunte Service wurde unter dem Namen „Daisy Melange“ verkauft, und seine Erfolgsgeschichte reichte bis in die späten 1980er-Jahre. Im Jahr 1991 lief dann die Produktion endgültig aus, 1997 wurde die Wilhelmsburger Geschirrproduktion geschlossen.

### Geschirrmuseum Wilhelmsburg

Heute wird „Daisy“, das wohl berühmteste Tafelgeschirr Österreichs, im Geschirrmuseum in Wilhelmsburg südlich von St. Pölten gewürdigt. Ein Besuch dort bietet nicht nur einen Einblick in die Geschichte der Geschirrproduktion, sondern verweist auch auf die bewegte Geschichte der Familie Lichtenstern, später Lester.

Beginnen wir jedoch mit einem Rundgang durch das Museum. Geführt werden wir von Manfred Schönleitner, dem Museumsgründer. Er kennt den Standort schon lange, war er doch selbst als selbständiger Schlosser für die Geschirrfabrik tätig. Nach dem Ende der Produktion erwarb er die Winklmühle, den ältesten Teil der Fabrik, und eröffnete 2007 das Geschirrmuseum. Er ergänzte seine eigene Sammlung durch den Ankauf von zwei

weiteren Sammlungen von Lilienporzellan und Steingut.

„Daisy“ ist auch hier allgegenwärtig. Besonders anschaulich wird die Bedeutung dieser Serie in einer Küche aus den 1960er-Jahren, die von einer alten Dame vor ihrer Übersiedlung ins Altersheim dem Museum überlassen wurde. Alles Geschirr, einschließlich der Küchengeräte, präsentiert sich im typischen Pastell.

Ein Kurzfilm vermittelt den Werdegang der Firma, die traditionsreiche Produktionshistorie des Wilhelmsburger Steinguts einerseits und des Lilienporzellans andererseits, sowie die Entstehungsgeschichte von „Daisy Melange“. Während des Rundgangs lernen wir, dass die unterschiedlichen Bodenmarken auf dem Geschirr immer Rückschlüsse auf geänderte Besitzverhältnisse, Änderungen bei der maschinellen Fertigung oder bei der Formgebung zulassen. So kann auch gut bestimmt

werden, wann ein Geschirrstück erzeugt wurde.

Ein besonders ins Auge stechendes Design ist das der Serie „Corinna“, geschaffen von Fritz Lischka, das ab Anfang der 1960er-Jahre in verschiedenen Dekorvarianten produziert wurde. Die dünnwandige Form konnte sich aber ob ihrer Zerbrechlichkeit nicht durchsetzen und wurde nach nur wenigen Produktionsjahren eingestellt. Es sollten noch „Dolly“, „Dora“ und „Menuett“ folgen. Doch keine der Serien konnte an den Erfolg von „Daisy“ anknüpfen.

Als die Produktion von „Daisy“ 1991 eingestellt wurde, wurden auch die Formen vernichtet. „Das ist wirklich schade. Aber die Leute konnten damals nicht ahnen, dass das Geschirr für die Nachwelt interessant werden würde. Für sie war das ein Gebrauchsgegenstand, und es war eben vorbei“, so Schönleitner. Zu einem Kultgegenstand wurde „Daisy“ erst Ende der



© PETRA MENASSE-EBENSTEINER

Für die konische, elegante Form des Designs war der Chefkeramiker und Modeller Josef Dolezal zuständig. Anfangs gab es das Tafelgeschirr einfarbig, in pastelligem Blau, Gelb oder Rosa.

1990er-Jahre. Gute Nachricht für alle „Daisy“-Fans: Das Geschirr wird inzwischen in leicht abgeänderter Form in Karlovy Vary (Karlsbad) in Tschechien produziert und ist auch im Museum erhältlich.

Außer in den Erzählungen von Manfred Schönleitner stößt man in Wilhelmsburg kaum mehr auf Spuren der Fabrikanten- und Mäzenatenfamilie. Nur über dem Eingang zum Fußballplatz der Stadt prangt ein großes Schild mit der Aufschrift „Lichtenstern Stadion“, allerdings ohne jegliche Erklärung, was es mit dem Namen auf sich hat. Auch in der Chronik der Stadt im Internet wird die Familie totgeschwiegen.

### Familie Lichtenstern/Lester

Dabei hätte sich die Familie Lichtenstern/Lester angesichts ihres Engagements für die Stadt mehr Anerkennung verdient. Die Geschichte der Lichtensterns ist in vielerlei Hinsicht spannend und der Recherche wert. Da gibt es die unternehmerischen Jahre in Wilhelmsburg vor und nach dem Zweiten Weltkrieg, die Flucht vor den Nationalsozialisten nach Amerika und schließlich die enge Verbindung zu Größen der österreichischen Kultur und Gesellschaft, wie etwa Franz Werfel, Alma Mahler-Werfel oder Soma Morgenstern. Dann gab es noch die Verwandtschaft zu Herbert Felix, dem Gurken-Fabrikanten, und zum ehemaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky. Beide sind Cousins väterlicherseits von Conrad H. Lester.

Diese Geschichte lässt sich aber heute noch schreiben, gibt es doch mit Paul Lester, dem Sohn von Conrad H. Lester, einen spannenden Erzähler und Zeitzeugen, den ich im Café Sacher zum Gespräch treffe.

Zu Beginn reden wir über 1938 und die Flucht der drei Cousins vor dem Nationalsozialismus, die sie in verschiedene Himmelsrichtungen führte. Kreisky und Felix fanden Schutz in Schweden, während Lichtenstern – den Namen Lester nahm er später in



© MILAGROS MARTINEZ-FLENER

Paul Lester, Sohn von Conrad H. Lester, ist ein spannender Erzähler und Zeitzeuge.

der Emigration an – über mehrere Stationen nach Paris ging. Dort lernte er Soma Morgenstern und Joseph Roth kennen und traf auch Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel wieder, die er schon aus Wien kannte. Er gründete die Zeitschrift *Freies Österreich – La libre Autriche*, von der allerdings nur eine Ausgabe 1940 erschien. Als dann die deutsche Armee im selben Jahr

Conrad H. Lester, Caty Lester und Bruno Kreisky



© PRIVAT/PAUL LESTER

in Paris einmarschierte, flüchtete er nach Südfrankreich. Von dort ging es mit einem gefälschten Pass über die Pyrenäen nach Spanien, Portugal und weiter nach Nordafrika. 1941 erreichte er Brasilien, und von dort fuhr er nach so vielen Umwegen schließlich nach New York. Aber auch hier hielt es ihn nicht lange, wie Paul erzählt: „An diesem Teil der Fluchtgeschichte angekommen, sagte der Vater immer: ‚In New York habe ich ein Auto gekauft und bin so weit weggefahren, wie nur irgendwie möglich. Und das war halt dann Los Angeles.‘“ Auf dieser Fahrt wurde er vom Literaten Soma Morgenstern begleitet. In Kalifornien nimmt Lichtenstern schließlich den Namen Conrad H. Lester an.

Währenddessen wurde das Werk in Wilhelmsburg, wie auch die Werke in Gmunden und Znaim, von den Nationalsozialisten enteignet. Nach dem Krieg bekam Conrad H. Lester die niederösterreichische Fabrik wieder zurück.

Mein Gesprächspartner Paul Lester und seine Schwester Monica kamen bald nach dem Krieg in Los Angeles zur Welt und wurden zu amerikanischen Staatsbürgern, was Paul angesichts der derzeitigen politischen Lage nicht wirklich schmeckt. Lieber wäre er Österreicher. Nach Kurzbesuchen in Österreich zog die Familie 1967 endgültig nach Wien. „Es war für mich als Jugendlicher schrecklich, absolut schrecklich“, so Lester. Wien sei damals nämlich eine „alte“ Stadt gewesen, mit vielleicht gerade einmal zwei Diskotheken und sonst gar nichts.

### Sommer in Wilhelmsburg

„Damals“, so Lester, „gab es noch die Villa meines Großvaters, in der wir den Sommer verbrachten. Sie musste später der Geschirrproduktion weichen.“ Richtig gelebt hätten sie dort aber nie, denn die Zentrale der Firma befand sich in der Wiener Goethegasse. Die Sommer in Wilhelmsburg habe er als „mühsam“ in Erinnerung, denn die jungen Leute aus Wilhelmsburg hiel-

ten zu den Kindern des Fabrikbesitzers Abstand. Diese Distanz ist auch heute noch zu bemerken. Einzig das Töpferdenkmal im Ort erinnert an den Großvater von Paul, Richard Lichtenstern (1870–1937). Die dort angebrachte Tafel ist aber kaum noch lesbar. Unter Richard wuchs das Unternehmen zur größten Steingutfabrik in Österreich-Ungarn. Er gründete den ersten Arbeiter-Konsumverein, stiftete 1919 den schon eingangs erwähnten Sportplatz, baute Wohnungen für seine Angestellten und errichtete das erste öffentliche Bad in Wilhelmsburg. Heute ist das der Stadt keine Erwähnung mehr wert.

Eine Erinnerung hat sich für Paul Lester aber in Bezug auf Wilhelmsburg eingepreßt – die Feierlichkeiten zur Stadterhebung Anfang Juli 1959. Da saß er als Neunjähriger mit seiner Familie in der ersten Reihe, direkt hinter dem damaligen Bundespräsidenten Adolf Schärf.

Angesprochen auf die erfolgreiche Geschirrschüssel „Daisy“, meint Paul Lester: „Der Erfolg der ‚Daisy Melange‘ war letzten Endes kontraproduktiv. Nach dieser Schüssel gelang es meinem Vater nicht, ein Nachfolgeprodukt erfolgreich auf den Markt zu bringen. Obwohl, ‚Corinna‘ hätte es sein können, die war oval, futuristisch, ausgezeichnet für die Zeit, wie ich finde, und überlegt dekoriert.“

Nachdem Conrad H. Lester eine geschäftliche Verbindung mit dem Unternehmen Laufen in der Schweiz eingegangen war, um den Standort abzusichern und einen größeren Marktanteil zu erzielen, begann sein Sohn Paul in der Schweiz bei Laufen als Laborchef zu arbeiten. Nach vier Jahren wechselte er als Betriebsleiter nach Gmund. „Danach bin ich Design- und Entwicklungsmanager für Laufen Europa geworden und hatte die Produktion in Tschechien, der Schweiz, Österreich und Deutschland über“, so Paul Lester. Die Geschirrschüsselproduktion in Wilhelmsburg ist inzwischen gänzlich beendet worden.

### Die L.A.-Clique

Bereits vor dem Krieg hatte Conrad H. Lester eine freundschaftliche Beziehung zu Anna Mahler. Über sie lernte er ihre Mutter, die Grand Dame der Kunstszene Alma Mahler-Werfel und dann auch den Schriftsteller Franz Werfel kennen. Zwischen den beiden Männern entwickelte sich bald eine enge Freundschaft. Wie eng diese Beziehungen waren, zeigt sich in einem Brief, der sich im Archiv der Penn State University befindet.

*Geliebte Alma,  
Wenn wir Dir auch immer alles  
Liebe und Gute wünschen, so  
gibt uns Dein Geburtstag Gelegen-  
heit, es zu sagen. In Wien  
habe ich dich nur aus der Ferne  
bewundert. In Frankreich ver-  
dankte ich Dir und Franz man-  
che herrliche, unvergessliche  
Stunde. In der Schreckenszeit  
des Krieges und der Flucht  
hast Du mich aufgerichtet und  
aus der zermürbenden Angst  
herausgerissen. In Californien  
macht Deine Freundschaft  
unser Leben reich. Dafür danken  
wir Dir heute und immer.*

*In Verehrung und Liebe  
Conrad und Caty Lester*

„Die Alma“, so Paul Lester, „hat dann auf derselben Straße in Los Angeles gewohnt wie wir – nur weiter unten.“ Alma Mahler-Werfel war auch die Taufpatin von Paul Lester. „Mein Vater hat Alma und Franz Werfel geholfen, sich zu setzen“, so Lester in einer Mischung aus Deutsch und Englisch. Und als Alma später nach New York zog, half er ihr, ein Haus zu kaufen.

Die vielen Künstler, die seine Familie umgaben und wie sie vor den Nazis geflohen waren, nennt Paul Lester „die Clique“. Alle wollten sie irgendwie beim Film unterkommen. Dann gab es auch noch die Freundschaft zum Musikkritiker und Komponisten Walter Arlen.

„Wo sich Walter Arlen und meine Eltern kennenlernten, weiß ich nicht, aber er war dann sehr oft bei uns zu Hause.“

Auf Anraten von Franz Werfel sattelte Conrad H. Lester auf Germanistik um. „Dich interessiert das eh mehr als das G’schirr!“, soll Werfel gesagt haben. Pauls Vater war also nicht nur Fabrikant, sondern später sogar Professor für Germanistik an der UCLA (University of California Los Angeles) und schließlich Dozent an der Loyola University of Los Angeles. Als diese einen Dozenten für Musik suchte, schlug Conrad H. Lester Walter Arlen vor.

Ein oft besprochenes Thema in der Familie war die Geschichte des Cousins Herbert Felix. Dieser hatte beschlossen, seine Fabrik nach Österreich zu verlegen und fragte seinen Cousin Bruno, damals schon Bundeskanzler: „Wo brauchst du was?“ Kreisky antwortete: „Im Burgenland.“ So kam dieses Unternehmen in das damals wirtschaftlich unterentwickelte Bundesland.

Paul Lesters Mutter Caty Lester war ebenfalls Österreicherin und hatte eine Karriere als Sängerin gemacht. Als sich ein deutscher General in sie verliebte und ihr gegen ihren Willen Avancen machte, flüchtete sie nach Kuba, wo sie anfänglich eine Radiosendung gestaltete. Dann schlug das Schicksal lebensbestimmende Volten. Sie lernte in Havanna den Bruder der Schauspielerinnen Hedy Lamarr kennen, der mit Hilfe seiner berühmten Schwester erreichte, dass Caty eine Gesangsrolle in einem Film über Brahms erhielt. Sie reiste dazu nach Los Angeles, wo sich der Aufenthalt stark verlängerte, weil die für den Film engagierten Musiker in Streik traten. In dieser Zeit lernte sie Conrad H. Lester kennen und blieb endgültig.

Paul Lester ist heute in Sachen Kultur unterwegs und unterstützt die dem Komponisten Gustav Mahler gewidmete, von seiner Enkelin Marina Mahler ins Leben gerufene Stiftung als einer ihrer Direktoren (mahlerfoundation.org).

Kreisky und Felix fanden Schutz in Schweden, während Lichtenstern (später Lester) über mehrere Stationen nach Paris ging. Dort lernte er Soma Morgenstern und Joseph Roth kennen und traf auch Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel wieder, die er schon aus Wien kannte.



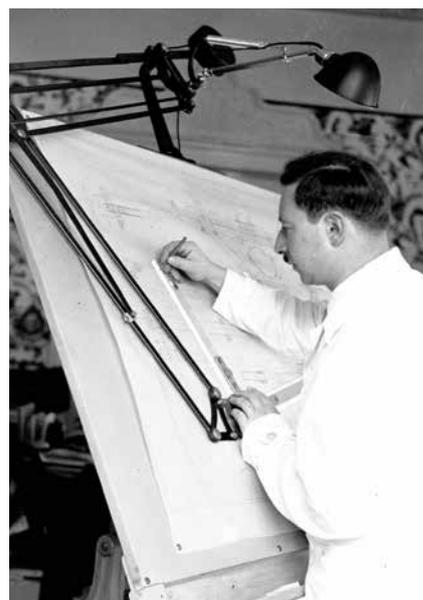
Josef Ganz im Silberfisch Prototyp mit Aluminiumkarosserie, 1939. Das Fahrzeug wird auch „Schweizer Volkswagen“ genannt.

# Der unterschlagene Autopionier

**In den späten 1920er- und frühen 1930er-Jahren wurde das Thema eines sogenannten Volkswagens in ganz Europa populär. Viele Autokonstrukteure beschäftigten sich mit der Konzeption eines solchen Fahrzeugs für die kleinen Leute, wie etwa Ferdinand Porsche, Hans Ledwinka bei Tatra oder die Ingenieure bei Fiat. Einer von ihnen war der deutsche Ingenieur und Journalist Josef Ganz.**

VON RENÉ WACHTEL

Schon im Jahr 1926 definierte der damals 28-jährige Josef Ganz als Chefredakteur der deutschen Automobilzeitschrift *Motor-Kritik* den „Volkswagen“, der seiner Meinung nach folgende Eigenschaften haben sollte: „Aerodynamisches Chassis mit tiefem Schwerpunkt, Heckmotor, Einzelradaufhängungen mit Schwingachsen und einen Preis, der 1.000 Reichsmark nicht übersteigt“. Er beließ es aber nicht nur bei theoretischen Überlegungen, sondern begann damit, ein solches Fahrzeug zu konstruieren. So entstand 1929 der Prototyp „Maikäfer“ – das erste Fahrzeug, das diesen Kriterien für einen Wagen für die breite Masse, einen Volkswagen eben, entsprach. Damit inspirierte Ganz die arrivierte Autoindustrie in Deutschland und forderte sie gleichzeitig heraus. Auch andere Konstrukteure arbeitete-



Josef Ganz beim Konstruieren des Aufhängungssystems des Ardie-Ganz Prototyp, 1930

Schon im Jahr 1926 definierte Josef Ganz den „Volkswagen“: „Aerodynamisches Chassis mit tiefem Schwerpunkt, Heckmotor, Einzelradaufhängungen mit Schwingachsen und einen Preis, der 1.000 Reichsmark nicht übersteigt“.

ten an der Entwicklung radikal neuer Volkswagen-Prototypen: der Tatra V570 von Hans Ledwinka, Mercedes Benz 120, Zündapp Typ 12 oder der NSU Typ 32 von Ferdinand Porsche.

### Flucht in die Schweiz

1932 fand der Einzelgänger Josef Ganz in der Ludwigsburger Standard-Fahrzeugfabrik sogar einen Hersteller für seine Konstruktionen, sodass 1933 der „Standard-Superior“ als „neuer Volkswagen“ vorgestellt werden konnte. Bei der internationalen Automobil- und Motorradausstellung in Berlin im Frühjahr 1933 präsentierte Josef Ganz persönlich dem neuen Reichskanzler Adolf Hitler seinen Volkswagen. Und das wurde ihm zum Verhängnis. Denn kurze Zeit danach wurde Josef Ganz von der Gestapo verhaftet. Er war, ohne sich je damit auseinandergesetzt zu haben, in der

Definition der Nationalsozialisten ein „Volljude“. Wie viele andere hatte er bis dahin überhaupt keinen direkten Bezug zum Judentum gehabt. Sein Büro in Frankfurt/Main wurde durchsucht und viele seiner Dokumente, Pläne und Unterlagen wurden beschlagnahmt.

Als Josef Ganz nach einem Monat aus dem Gefängnis entlassen wurde, verlor er seine Position als Chefredakteur der Zeitschrift *Motor-Kritik*, die er bis dahin zur umsatzstärksten Automobilzeitschrift mit einer Auflage von bis zu 30.000 Stück gemacht hatte. Er versuchte noch weiter an seinen Konstruktionen zu arbeiten und schrieb einige Artikel als freier Journalist. Aber im März 1934 wurde über ihn ein Berufsverbot verhängt und dann sogar ein Mordanschlag auf ihn verübt. Da erkannte Josef Ganz, dass er aus seiner Heimat Deutschland flüchten

musste. Mit wenigen privaten Dingen im Gepäck gelangte er nach Liechtenstein und ging von dort später in die Schweiz. Da er sich einen guten Namen als Konstrukteur gemacht hatte, bekam er bald beim Fahrzeugunternehmen Rapid in Dietikon eine Anstellung und entwickelte dort einen „Schweizer Volkswagen“. Einer dieser Kleinwagen steht heute noch im „Verkehrshaus“ in Luzern.

### Auswanderung nach Australien

Nach dem Zweiten Weltkrieg bekam der Einzelgänger jedoch zunehmend Probleme mit den Schweizer Behörden. Er führte zahlreiche Prozesse, wurde als notorischer Querulant qualifiziert und schließlich aus der Schweiz ausgewiesen. 1951 wanderte er nach Australien aus und bekam einen Job bei Holden in Melbourne, einem australischen Automot-

Josef Ganz zwischen Autos der Marken Mercedes-Benz und Adler, nachdem er zum Berater beider Firmen wurde, 1930





Josef Ganz im „Maikäfer“-Prototyp, 1931

bilhersteller, der zu General Motors gehört. In den frühen 1960er-Jahren erlitt Ganz eine Reihe von Herzinfarkten und verstarb schließlich im Jahr 1967. Seine Leistungen als Konstrukteur des ersten „Volkswagens“ wurden von den Nationalsozialisten einfach gelöscht.

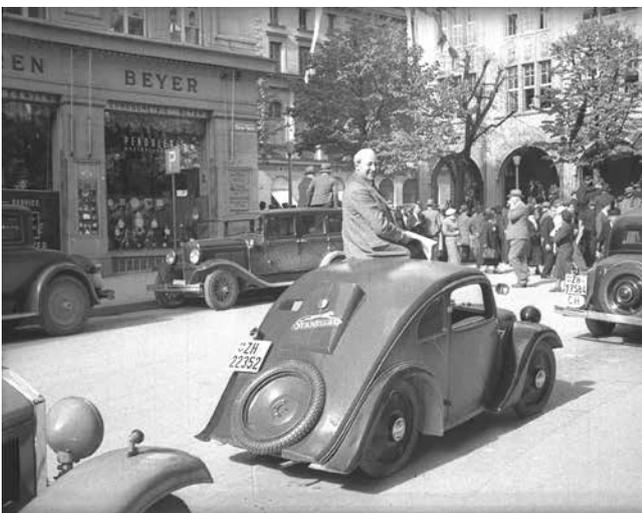
Vor etwa zehn Jahren wurde der holländische Journalist Paul Schilperood auf die Geschichte von Josef Ganz aufmerksam und recherchierte

sein Leben und Werk. Im Zuge seiner Nachforschungen lernte er in der Schweiz Lorenz Schmid, einen Nachkommen eines Onkels von Josef Ganz kennen. In ihm fand er einen Partner, der seine Leidenschaft für das Leben und Werk von Josef Ganz teilte.

Die beiden haben jetzt das letzte noch vorhandene Fahrgestell eines „Standard Superior“ gefunden und wollen es in einer Crowdfunding-

Kampagne ([www.josefganz.org](http://www.josefganz.org)) originalgetreu restaurieren und sogar fahrbereit machen. Damit soll auch erreicht werden, dass Josef Ganz den ihm zustehenden Platz in der Automobilgeschichte bekommt. Sobald das Fahrzeug fertig restauriert ist, soll es im Louwman-Museum in Den Haag, einem der größten und interessantesten Oldtimermuseen Europas, der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Josef Ganz auf dem Dach seines „Standard Superior“, 1935



Präsentation des „Standard Superior“ für Fachhändler, 1933





## Honig, Scherben und meine Tochter

VON ANITA HAVIV-HORINER

Meine Tochter begrüßt mich immer mit der Frage: „Was hast du denn heute wieder angestellt?“ Heute musste ich es ihr nicht erzählen, denn sie war dabei.

Wir saßen in der Küche und tranken Kaffee. Dann wollte ich etwas aus dem Schrank holen. Diese Entscheidung sollte sich als Fehler erweisen, denn die Honigdose fiel mir entgegen und zerbrach in unzählige Scherben.

Die Kombination von zerschlagenem Glas und Bienenzucker ist recht heimtückisch, davon kann ich jetzt ein Lied singen. Ich klebte mit meinen Schuhen praktisch an den Scherben fest. Meine Tochter reagierte mit vornehmer Zurückhaltung, nicht unbedingt charakteristisch für sie. Wie immer in solchen Situationen löste das Missgeschick auch diesmal einen

unkontrollierbaren Lachanfall bei mir aus, der mich daran hinderte, das Saubermachen in Angriff zu nehmen. Das ging der Juniorin nun doch zu weit und sie giftete mich in gewohnter Manier an: „Was ist denn daran so lustig? Ich finde das traurig!!!“

Doch ganz wollte sie mir ihre Hilfsbereitschaft nicht vorenthalten, schließlich sind wir nahe Verwandte. Die leiderprobte Pragmatikerin schüttete ein Putzmittel über die klebrige Masse. Diese Maßnahme war zwar gut gemeint, doch erweiterte sie das Malheur auch noch um Rutschgefahr. In all dieser Zeit stand ich mitten drin und schüttete mich vor Lachen dermaßen aus, dass der Hund freiwillig auf unsere Gesellschaft verzichtete und sich in sein Séparée zurückzog.

Irgendwann hatte Nicole die Nase

voll von ihrer Mutter und folgte dem Beispiel des klugen Haustieres. Seitdem putze ich. Kein Wunder, dass ich meine Tagesplanung neuerdings nicht mehr auf die Reihe kriege.

Immer auf der Suche nach dem tieferen Sinn des Geschehens, fällt mir auf, dass Honig, Scherben und meine Tochter in der jüdischen Tradition eine wichtige Rolle spielen. Honig verspricht uns Süßes für das neue Jahr, Scherben unter dem Traubaldachin erinnern uns an die Zerstörung des Tempels und verbinden dadurch seit Jahrtausenden die Familienfeste mit der Geschichte des jüdischen Volkes. Und meine Tochter ist einfach meine israelische Tochter, auch wenn sie das biblische Gebot „Ehre deinen Vater und deine Mutter“ sehr eigenwillig auslegt.

nu

## Kohnversationen

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Die MitarbeiterInnen des  
**JÜDISCHEN MUSEUMS  
DER STADT WIEN**

wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
Schana Tova U'metuka

**Ambulatorium Helia  
Betriebs-GmbH**

**Dr. Hava Bugajer**

wünscht allen  
PatientInnen und FreundInnen  
alles Gute für das Neue Jahr

**שנה טובה**



Gertner Immobilien GmbH  
**PALAIS SCHÖNBURG**  
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS  
<http://www.palais-schoenburg.at>  
wünscht allen Geschäftspartnern  
und Freunden des Hauses  
ein schönes Neues Jahr

**כתיבה וחתימה טובה**

**Familie Ludwig Lanczmann  
Firma E.T.C.**

wünscht allen Freunden,  
Verwandten und Bekannten ein  
glückliches Neues Jahr

**שנה טובה**

Wir wünschen allen  
Verwandten und Freunden ein  
glückliches, gesundes und  
erfolgreiches Neues Jahr

**Danielle und Martin Engelberg  
Sammy, Rachel, Debbie**

**ROMIT CONSULTING GmbH**

Graben 19, 1010 Wien

wünscht allen Freunden  
und Verwandten

**שנה טובה**

Roby, Vinnie, Nadja,  
Alma und Leon  
HERSCOVICI

Schana Tova  
wünschen

**Marika Lichter  
und  
Paul Lichter**

Agentur GlanzLichter  
Trattnerhof 2, 1010 Wien



**RA Dr. Thomas Fried**

§ kein Partner  
1010 Wien, Gonzagagasse 11  
Tel. 01/ 533 04 33  
wünscht allen Freunden,  
Bekannten und Klienten  
ein glückliches Neues Jahr

**Ihnen allen  
Schana Tova!**

**USCHI LICHTENEGGER**  
Bezirksvorsteherin  
Leopoldstadt  
Karmelitergasse 9  
post@pv02.wien.gv.at  
Tel: +43-1-4000-02111



**Oberrabbiner  
Chaim und Annette  
Eisenberg**

wünschen allen Verwandten  
und Freunden ein  
glückliches Neues Jahr und  
Frieden für die ganze Welt

**שנה טובה**

**Dr. Timothy Smolka  
und  
Dr. Franziska Smolka**

und



wünschen allen Freunden und  
Bekannten schöne Feiertage  
und Schana Tova ve metuka

**Dr. Martin Scharf und Familie**

Facharzt für Gastroenterologie  
1060 Wien, Rahlgasse 1  
Wünschen allen Freunden und  
Verwandten ein frohes Neues Jahr

**שנה טובה**

**Prof. (FH) Mag.  
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich  
zertifizierter Dolmetscher  
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,  
Freunden und Kunden  
ein glückliches Neues Jahr

**שנה טובה**



Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszli,  
Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern,  
Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszli

**wünschen ein glückliches Neues Jahr 5778**

**שנה טובה ומבורכת**

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher  
geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den  
kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

### Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und Bekannten ein gutes Neues Jahr  
[www.jewish-welcome.at](http://www.jewish-welcome.at)

שנה טובה

### Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen Freunden und Verwandten ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

**redbus  
citytours**

Let us tell you about Vienna  
Sightseeing  
Stadtrundfahrten  
Ваш русский гид в Австрии

Abfahrt / departure:  
Albertinaplatz 2  
[www.redbuscitytours.at](http://www.redbuscitytours.at)

**Wir wünschen Ihnen  
ein frohes neues Jahr!**

Bezahlte Anzeigen

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr  
wünscht allen Patienten und Freunden

**Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel**  
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

[www.tuschel.at](http://www.tuschel.at)

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

**Pierre Lopper und Familie**

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien  
Tel. 01/ 367 93 00  
E-Mail: [plopper@chello.at](mailto:plopper@chello.at)

Die **NU**-Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes, friedliches und glückliches Neues Jahr!  
Schana Tova U'metuka

Adalbert-Stifter-Straße 18  
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150  
F 43 1 33106 333

E [bildung@jbbz.at](mailto:bildung@jbbz.at)  
H [www.jbbz.at](http://www.jbbz.at)

DVR: 0985911  
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

**JBBZ**  
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum  
ת"ב



### Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und berufliche Integration

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Techniker/in
- Orthopädietechniker/in

Begabungsförderung –  
2. Lehrabschluss, Einzeltutorien

FIT für Finanz- u. Rechnungswesenassistenten

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis (Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

**Sichern Sie sich Ihren Platz!  
01/33106/150**

**AMS**  
Arbeitsmarktservice  
Österreich

**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ  
wünschen Ihnen allen Shana tova u'mevorachat!**

# Die jüdischen Gene

**Professor Markus Hengstschläger ist nicht nur ein international renommierter Wissenschaftler auf dem Gebiet der Genetik, dessen Institut humangenetische Diagnostik betreibt. Er ist auch ein hervorragender Redner und Gesprächspartner, der es schafft, komplexe Inhalte so zu erklären, dass man sie auch als Laie versteht.**

VON MARTIN ENGELBERG

Das Thema unseres Gespräches: Genetik und Juden. In der jüdischen Community der USA gibt es bereits ein viel größeres Bewusstsein für spezifische Gendefekte jüdischer Menschen als hierzulande. Diese betrifft vor allem die aschkenasischen, also mittel- und osteuropäischen Juden. Die erste Frage also ist:

**NU: Gibt es unter Jüdinnen und Juden eine Häufung von genetischen Defekten?**

**Henstschläger:** Ja, es gibt eine Häufung von bestimmten genetische Erkrankungen. Aber wenn Sie jetzt alles zusammenfassen, dann haben zwar wohl die aschkenasischen Juden für bestimmte Erkrankungen eine höhere Auftretungswahrscheinlichkeit, dafür aber für andere vielleicht eine niedrigere. Also, in Summe eher nein. Denn dafür könnte es – und das hört sich jetzt überraschend an, aber das ist wirklich so – im Burgenland Regionen rund um den Neusiedler See geben, wo es für bestimmte andere Erkrankungen ein erhöhtes Risiko gibt.

**Aber es gibt Erkrankungen, die bei aschkenasischen Juden gehäuft auftreten. Warum ist das so? Was kann man dagegen tun?**

Tatsächlich gibt es Erkrankungen, die infolge von Gendefekten gehäuft auftreten. Grundsätzlich ist zu fragen – wie entstehen solche Häufungen? Da wären z.B. der Founder-Effekt oder auch ein – wie ich es nenne - „eingeschränktes Fortpflanzungsspektrum“

zu nennen. Der Founder-Effekt bedeutet: Zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte entscheidet sich z.B. eine Gruppe, woanders hin zu gehen und startet dort eine Population. Und was sie genetisch mitnehmen, ist und bleibt dann in der Linie. Das ist natürlich Zufall. Denn wäre eine andere Gruppe dorthin gegangen und hätte begonnen, sich fortzupflanzen, dann wäre eine andere genetische Konstellation daraus entstanden.

Wenn das Fortpflanzungsspektrum jedoch groß ist, es zu einer Vermischung mit anderen Menschen in der Region kommt, dann erhöht sich die genetische Variation. Oft war aber dieses Fortpflanzungsspektrum sehr eingeschränkt, z.B. aufgrund von religiösen oder auch anderen Hintergründen.

**Das klingt jetzt so, als ob das eine recht häufig vorkommende Entwicklung ist. Dass also aschkenasische Juden kein Sonderfall sind.**

Das stimmt gewissermaßen. Das häufige Auftreten der Bluterkrankheit im britischen Königshaus hat sich ja auch dadurch manifestiert und immer weitervererbt. Es gilt: Umso geringer das besagte Fortpflanzungsspektrum ist, umso höher ist das Risiko, dass sich bestimmte genetische Anlagen dann dort auch manifestieren. Interessant ist noch, dass neueste Studien zeigen, dass Menschen jüdischer Herkunft, aus ganz verschiedenen Regionen und Ländern, also dem Iran, Irak,

„Der Founder-Effekt bedeutet: Zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte entscheidet sich z.B. eine Gruppe, woanders hin zu gehen und startet dort eine Population. Und was sie genetisch mitnehmen, ist und bleibt dann in der Linie.“



## Hengstschläger ist international renommierter Wissenschaftler auf dem Gebiet der Genetik

den USA oder Russland, doch offensichtlich noch immer klare genetische Ähnlichkeiten aufweisen. Das könnte bedeuten, dass es nicht viele verschiedene Ausgangspunkte gab, sondern häufig gemeinsame Abstammungen.

**Wieso gibt es dann aber nur unter aschkenasischen Juden diese Häufung an Gendefekten und nicht auch bei den sephardischen, also orientalischen, Juden?**

Da kann man nur vermuten, dass es wohl zwischen den Sepharden und der sonstigen Bevölkerung einen stärkeren Austausch gab als bei den Aschkenasen.

**Heute kommt zu dieser genetischen Frage noch die Tatsache hinzu, dass zum Beispiel zehn Prozent der amerikanischen Juden orthodox sind und kaum nicht-jüdische Partner heiraten. Dagegen haben die restlichen 90 Prozent der Juden zu zirka 60 Prozent Kinder mit nicht-jüdischen Partnern.**

Das heißt, das wird sich jetzt so wieso ändern, in zwei, drei Genera-

tionen sind die spezifisch jüdischen Gendefekte vielleicht kaum mehr ein Thema. Heutzutage ist die Weitergabe von Gendefekten ohnedies gar kein großes jüdisches Problem mehr. Die Fortpflanzung innerhalb naher Verwandtschaft – also natürlich nicht ersten Grades, wie Eltern, Kinder und Geschwister, aber schon zwischen Cousins und Cousinen – ist in anderen Ethnien oft ein viel größeres Thema.

### Die schwersten Erkrankungen

**Was sind die schwersten Erkrankungen aufgrund von Gendefekten unter jüdischen Menschen?**

Es sind durchwegs sehr, sehr schwere Erkrankungen dabei. Das Tay-Sachs-Syndrom ist beispielsweise eine angeborene schwere Entwicklungsretardierung, die oft innerhalb weniger Jahre zum Tod führt. Es gibt aber auch Häufungen von Hämophilie (Bluterkrankheit) oder z.B. von zystischer Fibrose. Dann gibt es beispielsweise auch ein gehäuftes Auftreten von Mutationen im BRCA1- oder BRCA2-Gen, den sogenannten Brust-

krebsgenen. Dadurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einer Tumorbildung, insbesondere für Brust- und Eierstockkrebs. Brustkrebs können übrigens auch Männer bekommen. Auch wenn [die amerikanische Schauspielerin] Angelina Jolie sich das Brustgewebe entfernen hat lassen, ist ja die aktuelle Empfehlung eher, primär ganz engmaschig und vielleicht früher als normal mit Vorsorgeuntersuchungen zu beginnen.

**Obwohl im Falle von Mutationen im BRCA1-Gen die Wahrscheinlichkeit doch hoch ist, dass diese Frau irgendwann einmal in ihrem Leben einen Brustkrebs entwickelt.**

Ja, die Wahrscheinlichkeit ist in der Tat gegenüber dem Bevölkerungsdurchschnitt sehr stark erhöht – das Risiko, dass Brustkrebs auftreten kann, also größer. Engmaschige Vorsorgeuntersuchungen sind aber ein gutes und anerkanntes Instrument, hier entgegenzuwirken. Und trotzdem muss gesagt werden, dass gar nicht wenige Frauen mit Brustkrebsgenmutationen

„Es gilt: Umso geringer das besagte Fortpflanzungsspektrum ist, umso höher ist das Risiko, dass sich bestimmte genetische Anlagen dann dort auch manifestieren.“

sich prophylaktisch das Brustgewebe entfernen lassen. Man hört oft das Argument, ich will nicht jeden Tag in der Früh aufstehen und das im Kopf haben, ich will es erledigt haben.

### **Wenn zwei aschkenasische jüdische Menschen heiraten – macht es da Sinn, vorsorglich einen Gen-Test zu machen?**

Hier trennen sich ein bisschen die Ansichten. Ich kann auf diese Fragen präzise wissenschaftlich nur antworten, wenn ich das jeweilige Verwandtschaftsverhältnis kenne. Nur aufgrund der Tatsache, dass sie der aschkenasischen jüdischen Bevölkerung angehören, würde ich das nicht automatisch tun. Ich würde aber auf jeden Fall eine genetische Beratung empfehlen – da kann man in Ruhe alles detailliert abklären. Wir bieten solche Beratungen an der Medizinischen Universität Wien an.

Anders wäre die Sache nämlich zu bewerten, wenn beispielsweise schon ein bestimmter Fall einer solchen genetischen Erkrankung in der Familie aufgetreten ist. Also wenn jetzt ein Paar mit aschkenasischem Hintergrund kommt und sagt: „Mein Cousin

hat ein Kind mit Tay-Sachs-Syndrom gehabt“, oder der Onkel hat ein Kind mit zystischer Fibrose. Dann gibt es eine Stammbaum-Analyse, und wir berechnen genau die Wahrscheinlichkeiten. Das hat dann vielleicht sogar weniger damit zu tun, dass es sich um aschkenasische Juden handelt, sondern eigentlich mehr mit der einschlägigen Familiengeschichte.

### **Option: Künstliche Befruchtung Und was machen Sie dann, wenn Sie einen solchen Gendefekt finden?**

Da gibt es drei Optionen. Option Nummer eins ist: Nun, das ist eben so. Die Eltern würden in diesem Fall akzeptieren, dass je nach Erbgang der genetischen Erkrankung mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit weitere Kinder auch von dieser Krankheit betroffen sein können. Option Nummer zwei ist Pränataldiagnostik: Man macht entweder in der zehnten Schwangerschaftswoche eine Chorionzotten-Biopsie (Plazentapunktion) oder vielleicht in der 16. eine Fruchtwasserpunktion. Heute wird öfter die Plazentapunktion in der zehnten Woche durchgeführt. Warum sage ich

das so ein kleines bisschen wertend? Weil ein Befundergebnis, das man in der zehnten Schwangerschaftswoche erhält, präsentiert sich unter anderen rechtlichen, ethischen und auch medizinischen Gesichtspunkten als in der 16. Woche. Es gibt aber auch eine dritte, mittlerweile in Österreich auch routinemäßig angewendete Option. Man macht eine künstliche Befruchtung. Nach einer Hormonstimulation bei der Frau werden Eizellen gewonnen und mit Spermien des Mannes befruchtet. Dann untersucht man jeden so entwickelten Embryo mittels Genanalyse mit dem Ziel, nur solch einen Embryo in die Gebärmutter einzusetzen, der die familiäre genetische Erkrankung nicht trägt. Diese sogenannte Präimplantationsdiagnostik wird von vielen Paaren gegenüber der Pränataldiagnostik mit einem eventuellen Schwangerschaftsabbruch vorgezogen.

### **Das ist aber unter normalen Umständen nicht erlaubt?**

Das ist mit einer entsprechenden Indikation in Österreich erlaubt, und die gemeinsame Trägerschaft für bestimmte Erkrankungen kann so eine Indikation sein. Unter den Pionieren der Präimplantationsdiagnostik waren und sind übrigens viele jüdische KollegInnen. Auch weil die ethischen Bewertungen etwas andere sind. Auch viele meiner Lehrer in USA waren jüdische Genetiker.

Die Präimplantationsdiagnostik wird seit vielen Jahren weltweit angewendet und auch viel genutzt. Sie ist eine sehr gut etablierte Methode, die aber auch mit den Nachteilen der künstlichen Befruchtung verbunden ist, wie etwa die Hormonbehandlung oder auch keinesfalls hundertprozentigen Erfolgsraten. Trotzdem bietet sie gerade auch jüdischen Paaren mit entsprechenden genetischen Familienanamnesen eine alternative Option.

**Das ist also ein Plädoyer für einen viel bewussteren Umgang mit der Genetik und den heutigen Möglichkeiten.**



**Markus Hengstschläger im Gespräch mit Martin Engelberg**

Wenn heute junge Menschen entsprechende Sorgen haben, dann spricht nichts dagegen, dass sie von sich aus eine genetische Beratungsstelle aufsuchen und eventuell auch entsprechende Untersuchungen machen. Es gibt andererseits aber auch das Recht auf Nichtwissen. Das ist im österreichischen Gentechnikgesetz sehr klar verankert. Wir sollen und wollen keinem Menschen irgendwas vorschreiben.

### **Genetische Intelligenz unter Juden Kommen wir zum Schluss auch noch zum Thema der Intelligenz als Teil der Genetik.**

Zuerst einmal: Warum fragt man überhaupt einen Genetiker zur Intelligenz. Ist Intelligenz überhaupt etwas Genetisches? Und da würde ich heute sagen, es steht vielleicht 50:50. Wir sagen in der Genetik, es gibt in Wirklichkeit zwei Arten zu vererben: Gene und Meme. Die Gene sind das Biologische, während Meme das sind, was von Kopf zu Kopf in die nächste Generation wandert – durch Erziehung, durch Bildung, durch Vorbild, durch Ansprüche, die man an die nächste Generation stellt. Es gibt so manche Thesen, warum der IQ, inklusive der genetischen Komponente, im Judentum höher sein könnte – dass z.B. bei Juden im Mittelalter vielleicht eine Art verbale und mathematische Intelligenz selektiert wurde. Man müsste die Frage also eigentlich anders stellen.

#### **Und zwar?**

Da wäre die Frage nach der Intellektualität. Das heißt: Memetisch kann ich mir natürlich gut vorstellen, dass es aufgrund der Geschichte des Judentums zu einer besonderen Entwicklung kam. Das Ausüben der jüdischen Religion bedeutet, dass man schon sehr jung ganz aktiv mit permanenter hoher geistiger Aktivität verbunden bleiben muss, mit aufwendigen Lernprozessen – und man verbringt ja sein



© MAVR ELKE/WIRTSCHAFTSBLATT/PICTURESK.COM

ganzes Leben mit den Schriften und deren Interpretation.

#### **Intelligenz bleibt also harte Arbeit?**

Gene sind nur Bleistift und Papier, die Geschichte muss man selber schreiben. Und das trifft vor allem beim Thema IQ, Intelligenz und so weiter, massiv zu. Es ist schon so, dass manche sehr viel fleißiger sein müssen, sehr viel mehr investieren müssen, um zum selben Ergebnis zu kommen, und manchmal nur ganz wenig notwendig ist, um was Geniales zu machen.

Nehmen wir Mozart: Der war sicher ein besessener Arbeiter. Das waren und sind alle, die solche genialen Leistungen erbrachten. Aber: Wenn ich 24 Stunden am Tag nur über Musik nachgedacht hätte, wäre mir dann auch so etwas Geniales wie die *Zauberflöte* eingefallen? Hier kommt sicher auch eine genetische Komponente zum Tragen. Aber umgekehrt möchte ich unbedingt noch einmal betonen: Wenn

Mozart nicht so fleißig gewesen wäre und so fanatisch und so besessen, dann wäre es ihm auch nicht eingefallen.

**Markus Hengstschläger** promovierte mit 24 Jahren mit Studienverkürzung und Auszeichnung zum Doktor der Genetik. Danach arbeitete er an der Yale University in den USA, wurde mit 29 Jahren außerordentlicher Universitätsprofessor und mit 35 Jahren zum Universitätsprofessor berufen. Heute leitet er das Institut für Medizinische Genetik an der Medizinischen Universität Wien und ist auch als Unternehmer in den Bereichen genetische Diagnostik, Forschung und Entwicklung sowie Innovationsberatung tätig. Der vielfach ausgezeichnete und international anerkannte Wissenschaftler unterrichtet seit über zwei Jahrzehnten Studierende, betreut Patienten und berät Regierungen und Firmen. Er ist u.a. stellvertretender Vorsitzender der österreichischen Bioethikkommission, stellvertretender Vorsitzender des österreichischen Rats für Forschung und Technologieentwicklung, Mitglied des Universitätsrats der Universität Linz und Leiter des Thinktanks Academia Superior. Hengstschläger ist außerdem Wissenschaftsmoderator auf ORF Radio Ö1 und Autor von drei Bestsellern (*Die Macht der Gene*, *Endlich unendlich* und *Die Durchschnittsfalle*).

„Gene sind nur Bleistift und Papier, die Geschichte muss man selber schreiben. Und das trifft vor allem bei dem Thema IQ, Intelligenz und so weiter, massiv zu. Es ist so, dass manche viel fleißiger sein müssen, viel mehr investieren müssen, um zum selben Ergebnis zu kommen.“

# Sinn, Freiheit und Verantwortlichkeit

**Zum zwanzigsten Todestag von Viktor Frankl, Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse – der „Dritten Wiener Schule der Psychotherapie“.**

VON IDA SALAMON

*„Der Mensch ist nicht frei von seinen Bedingungen, sondern frei, zu seinen Bedingungen Stellung zu nehmen.“  
Viktor E. Frankl*

Als Rabbiner Jacob Biderman im Jahr 1981 nach Wien kam, um hier die Chabad-Bewegung, eine chassidische Gruppierung innerhalb des orthodoxen Judentums, aufzubauen, ließ er anlässlich des jüdischen Neujahrs Kalender herausgeben. Er verschickte diese mit einem Erlagschein an alle jüdischen Haushalte. Einer der wenigen Spender war der für den Rabbiner damals unbekannte Professor Viktor Frankl,

der weder mit der jüdischen Gemeinde in Wien noch mit Chabad Lubawitsch Kontakte pflegte. Seine auffallend hohe finanzielle Unterstützung wiederholte sich von Jahr zu Jahr. „Das war ein Rätsel für mich“, beginnt Rabbiner Biderman den Hintergrund dieser Geschichte aufzurollen.

Anfang der neunziger Jahre kam es zu einer Begegnung von Rabbiner Biderman mit der ehemaligen Opernsängerin Marguerite Chajes. Chajes, die aus einer berühmten Rabbinerfamilie in Czernowitz stammte, war als Jugendliche nach Wien gekommen, wo ihre erfolgreiche Karriere begann. Sie erzählte Biderman, dass der Lu-



© KATHARINA RATHESER

Viktor Frankl, Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse

„Freiheit ist nicht die ganze Wahrheit, sondern Freiheit ist die eine Seite eines Phänomens, dessen zweite positive Seite Verantwortlichkeit heißt.“

bawitscher Rebbe Menachem Mendel Schneerson aus New York sie in den späten fünfziger Jahren gebeten hatte, zwei Personen bei ihrem Besuch in Wien zu kontaktieren: Oberrabbiner Akiba Eisenberg, dem Rabbiner Schneerson Bücher schickte, und Professor Viktor Frankl, dessen Forschung und Werk er sehr schätzte. Rabbiner Schneerson übermittelte durch Chajes eine ermutigende Botschaft an Viktor Frankl: Frankls Lehre sei für die Welt sehr wichtig und er solle nicht aufgeben, soll sich nicht unterkriegen lassen und Mut haben, weiterzumachen, denn der große Durchbruch werde sich einstellen. „Als Marguerite Chajes in Wien Professor Frankl diese Nachricht ausrichtete, ist er in Tränen ausgebrochen. In Wien hatte er wenig Akzeptanz und war gerade dabei, nach Australien auszuwandern. Die Worte des Lubawitscher Rebben sind im richtigen Moment gekommen, er ist geblieben und hatte bald großen Erfolg mit seiner Lehre“, erzählt Rabbiner Biderman. „Das war alles sehr faszinierend für mich und hat mir erklärt, warum er seine finanziellen Zuwendungen immer zusammen mit einer schönen Nachricht gesendet hat.“

### Gotteszeichen

Es kam immer wieder die Frage auf, warum Viktor Frankl im Krieg überhaupt in Wien geblieben ist, da ihm das amerikanische Konsulat im Jahr 1941 ein Visum für die Auswanderung ausstellte. Damals war er Primarius in der neurologischen Abteilung des jüdischen Rothschild-Spitals und als solcher wurde er davon bewahrt, ins Lager geschickt zu werden. Solange das Rothschild-Spital existierte, waren auch seine Eltern geschützt, mit seiner Emigration hätten sie den Schutz verloren. Frankl wollte nach Amerika, „wo die Psychotherapie ganz groß geschrieben ist, wo sich die Logotherapie ausbreiten kann“, wie er meinte. In einem Dokumentarfilm erklärte er seine Entscheidung zu bleiben: Jeden Mittwoch am Abend ging er mit be-



Viktor-Frankl-Museum in der Mariannengasse 1

decktem Davidstern in den Stephansdom, um ein Orgelkonzert zu hören, um zu meditieren und zu überlegen, ob er auswandern sollte. Es hat nichts genützt, er hat auf ein Zeichen vom Himmel gewartet. Als er eines Abends nach Hause kam, sah er einen Stein auf dem Tisch liegen. Sein Vater erzählte ihm, dass er diesen Stein an der Stelle gesehen hatte, wo der Leopoldstädter Tempel niedergebrannt war. Er wusste sofort, dass dieser etwas Heiliges darstellte, denn ein hebräischer Buchstabe in Gold war darauf eingraviert. Frankls Vater wusste auch, dass dieses Stück aus der Tafel mit den zehn Geboten stammte, und sogar, zu welchem Gebot es gehörte: „Ehre deinen Vater und deine Mutter.“ Für Viktor Frankl war das ein eindeutiges Zeichen, dass er in Wien bleiben sollte. Die Familie wurde ins Ghetto Theresienstadt deportiert. Sein Vater starb dort 1943, seine Mutter wurde in den Gaskammern von Auschwitz ermordet, sein Bruder Walter ebenso. Frankls Frau Tilly starb im KZ Bergen-Belsen.

Am Ende des Krieges litt Viktor Frankl unter Fleckfieber. Zu seinem 40. Geburtstag bekam er einen Blei-

stift und hielt sich schreibend wach, wobei „die Hingabe an eine Aufgabe“ ihn gerettet hat. Das Typoskript des erst fertiggestellten Hauptwerks der Logotherapie, der *Ärztlichen Seelsorge*, das er nach Theresienstadt mitgenommen hatte, musste er in Auschwitz zurücklassen, aber er rekonstruierte sein Buch auf gestohlenen Lagerzetteln der SS-Verwaltung in seinem letzten Lager.

Im Jahr 1946 erschien sein Werk *Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse*, Frankl wurde Vorstand der Wiener Neurologischen Poliklinik. Im selben Jahr erschien *Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager* (später unter dem Titel *...trotzdem Ja zum Leben sagen: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager* neu aufgelegt). In der englischen Fassung unter dem Titel *Man's Search for Meaning* wird das Buch in Amerika zum Bestseller.

### Das Museum

Nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager im Jahr 1945 zog Viktor Frankl in das Haus an der Adresse Mariannengasse 1, wo er bis zum sei-

„Menschsein letzten Endes heißt, verantwortlich zu sein. Verantwortlich für die Erfüllung jenes Sinnes, der darauf wartet, von ihm und nur von ihm erfüllt zu werden.“

nem Tod 1997 lebte. Seit zwei Jahren gibt es hier das weltweit erste Viktor-Frankl-Museum, das mit Frankls Gedanken zu Sinn und Existenz die „Menschen anregt, ein sinnerfülltes Leben zu gestalten, dem Schicksal konstruktiv zu begegnen, ihr geistiges Potenzial, wie etwa Liebe, Humor, Ethik, zu leben und Vertrauen ins Leben zu gewinnen.“ Das Museum bietet kurzweilige Dokumentarfilme ebenso wie eine Sammlung von Büchern, die als „*Restaurant Zum Guten Geist*“ den BesucherInnen zum Blättern zur Verfügung steht. So wird aus dem Museumsbesuch eine inspirierende Stunde, die die Einstellung zum Leben verändern kann. Viktor Frankls Aussagen haben auch in der heutigen Zeit nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt: „Freiheit ist nicht die ganze Wahrheit, sondern Freiheit ist die eine Seite eines Phänomens, dessen zweite positive Seite Verantwortlichkeit heißt. Das heißt, Freiheit droht immer zu degenerieren in Willkür, wenn sie nicht gelebt wird aus Verantwortlichkeit heraus, und deshalb empfehle ich den Amerikanern immer, sie sollten ihre Freiheitsstatue an der Ostküste ergänzen durch eine Verantwortlichkeitsstatue an der Westküste.“

### Erinnerungen

Die Psychotherapeutin und klinische Psychologin Elisabeth Lukas ist eine der bekanntesten Nachfolgerinnen Viktor Frankls. Sie begegnete ihm 1968 als junge Studentin der Psychologie an der Universität Wien. Damals schrieb sie ihre Dissertation über die Frankl'sche Logotherapie. „Für diese Dissertation habe ich ein Befragungen mit 1000 Leuten durchgeführt und weitere 365 Personen getestet. Die Werte und Ergebnisse, die herausgekommen sind, haben alles bestätigt, was Frankl behauptet hat“, meint Lukas. Was die Menschen in ihrem Leben für sinnvoll halten, war das Thema der Befragung. „Frankl geht davon aus, dass man auf drei verschiedene Arten Sinn in Leben finden kann: entweder durch das Schöpferische, das Tun, oder durch ein

schönes, inniges Erleben. Es gibt auch die dritte Möglichkeit: wenn man an eine Grenze kommt oder einen großen Verlust hat, dann kann man diesen noch mit Sinn erfüllen, durch die Art, wie man sich diesem Leiden stellt“, erklärt Lukas. „Er war ein genialer Arzt und großer Philosoph. Studenten haben seine Vorträge mit Begeisterung gehört, weil er ein geborener Rhetoriker war. Er konnte Massen bewegen, stundenlang sprechen und hat die Zuhörer fasziniert.“

Die hohe Wertschätzung für ihren Lehrer spürt man in jedem Moment, während Elisabeth Lukas von ihren Erinnerungen an Viktor Frankl spricht. „Er hat ein Motto gehabt und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben: ‚Der Misserfolg wird mich nicht beirren und der Erfolg wird mich nicht verführen.‘ Was ich auch bei ihm geschätzt habe, ist diese Treue zu seiner Familie und seiner Frau gegenüber. Er war sehr bescheiden und war nicht auf den materiellen Besitz aus. Er hat aber sehr aufgepasst, dass er einen guten Lebensstil hat, eine seelische Balance.“ Frankls Lieblingsberg war die Rax, wo er sich zum Wandern und Bergsteigen

zurückziehen konnte. „Beim Klettern rivalisiert und konkurriert man nur mit sich selbst“, meinte er.

Die Religion hatte in Frankls Leben eine große Bedeutung. Er legte jeden Tag Tefillin, Gebetsriemen, und ist bis zu seinem Lebensende Jude geblieben. „Er war aber nicht orthodox, sondern total offen. Seine Frau war Christin und das hat überhaupt keine Rolle gespielt“, erinnert sich Lukas. „Er hat immer gesagt: ‚Es gibt so viele Wege zu Gott. Wir machen uns zu menschliche Bilder von Gott und sehen in ihm eine Autoritätsperson, die straft, richtet oder fordert. Gott ist aber etwas, was weit über den menschlichen Horizont hinausgeht.“

Auf die Frage „Was kann man in der heutigen, schwierigen Zeit, einem Menschen mit auf den Weg geben?“, antwortete Frankl, wie in einem Film in der Museumsausstellung zu hören ist: „Ich glaube, es wäre das Wichtigste, ihn daran zu erinnern, dass Menschsein letzten Endes heißt, verantwortlich zu sein. Verantwortlich für die Erfüllung jenes Sinnes, der darauf wartet, von ihm und nur von ihm erfüllt zu werden.“

„Beim Klettern rivalisiert und konkurriert man nur mit sich selbst.“



© PEPE TRAINART

# Suchbild auf Jiddisch ...

**Kosmetik-Königin Estée Lauder mit einigen kleinen Interventionen, die da wären:  
Finden Sie sieben Veränderungen.**

VON MICHAELA SPIEGEL



- 1) PRIVATE COLLECTION
- 2) ADELE
- 3) LEBENDES FELL STATT TOTEM FELL
- 4) TAPETE STADT WAND
- 5) VERERBBARE HAARMASCHE
- 6) MEHR ALS ZUGEKNOPT
- 7) UND GEGÜRTE

# Gefilte Flak - Es gezunderheyt!

**Ein Brite serviert Kosches auf dem Nazibunker im Esterházypark. Nicht Hummus und Weinblätter, sondern alte osteuropäisch inspirierte Kost, wie sie in Wien vor hundert Jahren gegessen worden ist.**

VON EVA KONZETT

*„Tante – ins Grab kannst du das Rezept ja doch nicht mitnehmen. Willst du es uns nicht hinterlassen? Willst du uns nicht endlich sagen, wieso deine Krautfleckerln immer so gut waren?“ Die Tante Jolesch richtete sich mit letzter Kraft ein wenig auf: „Weil ich nie genug gemacht hab ...“ (Friedrich Torberg, Die Tante Jolesch)*

Grau. Kalt. Heftig. Der Anblick einer der sechs Wiener Flaktürme, dieser rücksichtslos in die urbanen Landschaften platzierten Betonungetüme mitten in der Stadt, ruft für gewöhnlich düstere Bilder hervor. An Essen jedenfalls denkt kaum jemand, wenn ein solches Kriegsrelikt ins Sichtfeld gerät. Noch nicht. „Ja, es sind machohaft, maskuline ‚f... you‘-Gebäude“, sagt Eugene Quinn über die von den Nationalsozialisten immer als Zwillinge erbauten, im Dreieck um das Stadtzentrum angeordneten Türme. Aber Quinn lächelt. Ihm kommen die monströsen Hochbunker gerade recht,

um von etwas zu erzählen, das im Gegensatz zu ihnen den Zweiten Weltkrieg nicht überdauert hat. Auf dem Flakturm im Esterházypark im sechsten Bezirk will er Speisen servieren, wie sie die Wiener Juden einst gegessen haben. Koschere aschkenasische Küche: gefilte Fisch, goldene Joich, Tscholent und so was. Jüdische Küche auf dem Nazibunker. Ein Flakturm als emotionaler Resonanzkörper.

## Stichwort Diversität

Eugen Quinn ist in der Stadt längst kein Unbekannter mehr. Der Brite hat sich als Touristenführer vor allem mit seinen Spaziergängen ins „Ugly Vienna“, in die hässlichen Ecken der Tortenstadt, einen Namen gemacht. Er hat den Verein „Space and Place“ mitbegründet, der unbekannte Seiten der Stadt jenseits der pickigen Touristenblase in 1010 zugänglich machen will.

Nun also das vergessene Leben, der unterbrochene und nie wieder aufgenommene Alltag der Wiener Juden, wie sie ihn in der Stadt bis 1938 gemeistert haben. „Ich möchte aufzeigen, was verloren gegangen ist“, sagt Quinn. Er sitzt in roten Shorts und buntem Shirt im Garten des Volkskundemuseums und hat sich eine Melange bestellt. Es ist ein sonniger Sommertag, die Lokalwahl terminlichen Gründen geschuldet. Denn die Kulisse, das ehemalige Schönbornpalais mit von der Wand blätterndem, eleganten Schönbrunn gelb entspricht den Vorstellungen eines Katalogtouristen, entspricht dem postkartengerechten Ausschnitt, den Wien gern von sich selbst präsentiert. Und den Quinn eigentlich hinter sich lassen möchte. Ihm geht es bei seinen Projekten vor allem darum, die Diversität in der Stadt zu zeigen.

Sei es bei den „Kaffeehauskonversationen“, wo alt auf jung, rechts auf links, schwul auf hetero und Inländer auf Ausländer treffen. Sei es bei seiner aktuellen Stadtführung über den russischen Einfluss in Wien, sei es nun bei „Gefilte Flak“, wie Quinn das Flakturmprojekt nennen will. Alles, was nicht in den Schnitzel-Sissi-Rahmen passt, ist für den Briten spannend, der der Liebe wegen von London nach Wien gekommen ist und sich als Migrant versteht.

Stichwort Diversität: Außerhalb Österreichs beispielsweise wisse kaum jemand, dass es in Wien eine lebendige, wenn auch kleine jüdische Community gebe, sagt Quinn und rückt sich die behelfsmäßig reparierte Brille zurecht. Er selbst lebt am Karmelitermarkt, ihm sind die Juden in der Stadt vertraut. Doch Menschen in New York, Paris und London – zumindest, wenn sie keine Juden sind – würden zwar das intellektuelle Erbe des jüdischen Wien kennen, aber nicht um dessen Ursprung wissen. „So viele Ideen, die nicht mehr mit Wien assoziiert werden, wurden in der Stadt geboren. Schauen Sie sich die Sozialwissenschaften an“, sagt er. „Diese Geschichten will ich erzählen.“ Der Erzählung soll das kulinarische Erlebnis zur Seite stehen, die Speisen als Lockbote und Transportmittel dienen. Essen bringe die Leute immer zusammen, und es mache die Sache weniger melancholisch, meint er. Und: Spaziergänge zum jüdischen Leben gebe es in der Stadt schon genug.

## Es fühle sich gut an im Bauch

Ein relativ einfaches Mittagessen, nichts Überkandideltes plant Quinn seinem Publikum zu servieren. Als Veranstaltungsort im Flakturm neben

Als Veranstaltungsort im Flakturm neben dem Apollokino bietet sich das Café des Haus des Meeres an, ganz oben auf der Plattform. Da das Café keine Küche – und schon gar keine koschere – hat, wird die Zubereitung der Speisen das Restaurant Alef-Alef übernehmen.

dem Apollokino bietet sich das Café des Haus des Meeres an, ganz oben auf der Plattform. Da das Café keine Küche – und schon gar keine koschere – hat, wird die Zubereitung des Mahles das Restaurant Alef-Alef übernehmen und dann von der Innenstadt in den sechsten Bezirk liefern. Es soll etwas auf den Tisch kommen, das realistischere auch vor hundert Jahren in der Stadt auf dem Tisch gelandet wäre. „Die koschere Küche damals bestand aus einfachem Essen. Es hatte eine braune Farbe, es war nicht sexy. Es war nicht wie voller Sonne und Feuer wie die sefardische Küche“, meint Quinn. Aber es fühle sich gut an im Bauch. Heute noch. Man denke nur an Kigl, Kreplach und Knisches. Wohlig warm. Sättigend. Für die jüdische Expertise hat Quinn Rabbi Paul Chaim Eisenberg um Hilfe gefragt. Deshalb wird der Lunch wohl auch an einem Sonntag stattfinden, weil der Rabbi am Schabbat nicht zu Fuß vom Gottesdienst in den sechsten Bezirk kommen kann.

Quinn selbst hat als junger Mann einige Monate in den Kibbuzim Glil Yam und Revivim verbracht und dort in der Küche gearbeitet und gekocht. Kantinenessen und nicht besonders romantisch sei das gewesen, meint er rückblickend. In Israel aber habe er gesehen, dass nicht einmal mehr dort die Küche der Ostjuden häufig anzutreffen sei, weil sich auch die europäischen Einwanderer mittlerweile der lokalen Mittelmeerküche angepasst hätten. In Wien indessen haben die zugewanderten Juden ihre eigenen Rezepte mitgebracht. Koscher essen in der Stadt sei also nicht das Problem, die entsprechende Infrastruktur vorhanden. Aber das Essen aus dem Shtetl? „Damit allein würde kein Restaurant überleben“, sagt Quinn. So soll sein Flakturlunch gleichermaßen Wienern wie Touristen die Möglichkeit geben, kulinarisch, über die Geschmacksnerven, in die Vergangenheit zu reisen.



© CC-BY-SA/3.0/DALIBRI

**Auf dem Flakturm im Esterházypark will Eugene Quinn Speisen servieren.**

### „Eine Schnittstelle der Kulturen“

Die Flaktürme spielen dabei eine größere Rolle, als nur reine Kulisse zu sein. „Ohne die Bunker funktioniert es nicht. Sie sind essenziell. Ohne sie stirbt das Projekt“, erklärt Quinn. Es sei schließlich damals für Wien eine große Ehre gewesen, neben Hamburg und Berlin mit Flaktürmen ausgestattet zu werden. Das habe Wien in der Landkarte der Nazis hervorgehoben. „Sie sind monumentale Nazi-PR-Architektur.“ Quinn schmunzelt. Die einstige Auszeichnung will er für seine Zwecke nutzen. „Ich bringe koscheres Essen auf einen Nazi-Turm. Es ist wie bei *Inglourious Basterds* von Quentin Tarantino. Er hat in seinem Film die

Geschichte umgeschrieben. So ähnlich machen wir es auch. Natürlich ist es nie passiert. Aber es ist ein großer Spaß, dem zuzuschauen.“

Eigentlich hätte Quinn das erste Essen zu Rosch Haschana veranstalten wollen. Das jüdische Neujahrsfest ist aber zu schnell nähergerückt. Nun hofft er auf einen Termin im Jänner. „Diese Stadt war immer ein Knotenpunkt, eine Schnittstelle der Kulturen, außer unter den Nazis und zur Zeit des Eisernen Vorhangs. Wir wollen die Idee feiern, dass wir im Herzen Europas sind“, sagt er am Schluss des Gesprächs. Und daran erinnern, woraus dieses Herz einmal zusammengesetzt war. Und ist.

# „Mir iz di yidishe shprach zeyer ayngenem“

**Natan Grossmann (90) trifft sich regelmäßig mit Henry Rotmensch (92). Er braucht jemandem zum Jiddisch „redn“, „und da ist sonst kaum noch einer“, sagt er.**

AUFGEZEICHNET VON KATRIN DIEHL

Natan und Henry sind Überlebende der Schoa. Beide kommen aus Polen. Um etwas über ihr spezielles Verhältnis zur jiddischen Sprache zu erfahren, hat sich Evita Wiecki zu ihnen gesellt. Evita Wiecki arbeitet am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Unter anderem unterrichtet sie dort Jiddisch.

Die drei sitzen in einer gemütlichen Stube in München, der Stadt, in der Natan und Henry seit mehreren Jahrzehnten zuhause sind. Während des Gesprächs fallen den zwei Männern immer wieder jiddische Lieder ein. Sie singen laut, den Blick fest in die Augen ihres Gegenübers gerichtet. Lauschen wir ihrem Gespräch zwischen den Gesangseinlagen. Es findet selbstverständlich auf Jiddisch statt.

**Evita:** Sholem-aleykhem.

**Natan und Henry:** Aleykhem-sholem.

**Evita:** Mir veln yitst redn yidish. Yo? Mir hobn gemeynt, az efsher volt es geven interesant far alemen eynmol

tsu hern vi azoy di tsvey bokherim do shteln zikh for oyf yidish. Zayt azoy gut, zogt, vi heyst ir, fun vanen kumt ir un epes efsher vegn der mishpokhe..., a por zatsn oyf yidish, az mir veysn ver ir zent.

**Henry:** Ikh heys Henry. Ikh bin geboyrn gevoren in Bendin (Bedzin). Ikh bin aynigermasn tsufridn. Ikh leb.

**Evita:** A sheynem dank, Henry. Yitst lo-mir hern, vos Natan zogt, vi shtelt er zikh for oyf yidish.

**Natan:** Koydem kol vil ikh zogn, az mitn khurbn, vos iz geven, di yidishe shprakh iz praktish khorev gevoren. Zi iz khorev gevoren mit den mentshn vos zenen geshtorbn. Di shprakh fun di mentshn vos zenen yidn iz haynt nisht mer yidish. Undzer shprakh iz haynt ivrit. Ober mit Hillel - der nomen Henry hot mitn yidishn gornisht tsu ton - mitn Hillel red ikh yidish. Az ir makht dem intervyyu iz zeyer vikhtik makhmes men zol di yidishe shprakh shporn far di kumedikayt.

Mir hobn gehat in Minkhn a klub, lang tsurik, vos dortn hot men gevolt, men zol redn yidish. Der klub hot lang nisht gelebt... Yo. Ikh bin geboyrn gevorn in Zgyezh (Zgierz) in a shtetl a kleyns noent tsu Lodzh (Lodz). Der tate mayner iz geven a shuster. Men hot geredt yidish, yidish un poylish, vos men hot gelernt in der shkole ... un rusish. Mayn shtetl hot gehert bis 1918 tsu Rusland... Azoy, men hot geredt rusish. Mayne tate-mame, az zey hobn gevolt az mir zoln nit farshteyn, zey hobn geredt rusish. Azoy hot men gelernt ru-

sish oykhet. Yo. Un di kinder vos zenen gegangen in kheyder mit fir yor..., zey hobn gelernt oykh loshn-koydesh...

**Evita:** Ken ikh amol epes fregn?

**Natan:** Yo, zikher kenstu fregn. Fregn!

**Evita:** Henry, ir zent oych gegangen in kheyder, yo?

**Henry:** Zikher.

**Evita:** Ir kent nokh an alef-beys lid?

**Henry:** A lid? A lid? Mit fir yor hob ikh gelernt dem alef-beys. Di toyre shpeter. Mit fir yor kenstu nit lernen keyn toyre. Ikh gedenk nokh az tate-mame hobn mikh gebrengt in kheyder. Yedn nokhmitog bin ikh geven in kheyder. In der fri bin ikh geven in der shul. Der rebe in kheyder hot gegeben amol a klap mitn shtekn. Amol un nokh amol. Men hot alts dertrogn. Es iz geven a lben vi men zikh haynt vintsht. A lebn a frays. Haynt iz dos lebn a bisl ayngeselt. Fundestvegn men lebt.

**Evita:** Yidish ... daytsh. Iz dos a groysser untersheyd far aykh?

**Natan:** Ikh vil dertseyln a vits vos zogt epes vegn der yidisher shprakh. In der milkhome hobn di yidn gemeynt, az zey kenen redn daytsh. Amol fregt a SS-Mann: „Wer kann Deutsch?“ Zogt der yid: „Ikh“. - „Zog a zats!“, bafelt der SS-Mann. „Di levone shaynt in ponim“ (der Mond scheint ins Gesicht), entfernt der yid. Vos hot dos tsu ton mit daytsh vil ikh visn? Hillel un ikh, mir taynen vegn

der yidisher shprakh. Er zogt, yidish iz di shprakh fun di yidn, ikh zog, yidish iz geven di shprakh fun di yidn, yidish iz geven di shprakh fun goles.

**Henry:** Vos iz volvl af daytsh?

**Evita:** Billig.

**Henry:** Zi veys es! Mir iz dos vort mit a mol gekumen in mayn kop. Mayn ma-meshprakh blaybt yidish!

**Natan:** Un vos iz a bal-melokhe af daytsh?

**Evita:** Ein Handwerker.

**Natan:** Yo. Ivrit iz oykhet zeyer vikh-tik far der yidisher shprakh. Yidn zenen geven bal-melokhes. Yidn zenen geven shuster, yidn zenen geven shnayder, yidn zenen geven shmids. Ikh bin geven a shmids. Yo.

**Henry:** A kovol.

**Evita:** Zogt mir, in voser shprakh kholemt ir? Kholemt ir amol oyf yidish?

**Henry:** Ikh veys nit. Ikh hob fargesn.

**Natan:** Baynakht in geto hob ikh gekholemt fun gefilte fish. Baynakht hob ikh mikh zat gegesn. Der ergster toyt iz der hunger. Kholemen iz oykhet a vort vos iz loshn-koydesh-shtamik. Az ikh bin gekumen inem kibbutz hot men gezogt az men muz redn ivrit: „Red ivrit, vestu zayn gezunt!“

**Henry:** Denstmol hobn ale geredt yidish in Yisroyl.

**Evita:** Sof-kol-sof, vos meynt dos far aykh tsu redn yidish?

**Natan:** Ikh vil nit fargesn di shprakh. Mit Hillel ken ikh nisht redn ivrit, red ikh mit im yidish.

**Henry:** Mir iz di yidishe shprach zeyer ayngenenem.

**Evita:** Dos iz geven a sheyner sof. A sheynem dank.

**Henry:** Im KZ hob ikh geshribn lider oyf yidish far mayn mame. Ikh ken zey nit fargesn.



Natan Grossmann (links)  
und Henry Rotmensch

© KATRINDIEHL

**Loshn-koydesh-shtamike verter – Wörter aus dem Text, die aus dem Hebräischen stammen:**  
bokherim - „Burschen“  
efsher - vielleicht  
kheyder - jüdische Elementarschule für die Jüngsten  
kholemen - träumen  
khorev - zerstört  
khurbn - Schoah  
koydem kol - vor allem  
makhmes - weil  
milkhome - Krieg  
sof-kol-sof - letztendlich

Das Jiddische wird mit hebräischen Schriftzeichen notiert. Es wird – wie das Hebräische auch – von rechts nach links geschrieben. Für die Lesbarkeit des Interviews wurde die sogenannte YIVO-Umschrift verwendet (YIVO steht für Yidisher visnshaftlekher institut). Das Jiddisch von Natan und Henry weist an einigen Stellen deutliche Spuren der sie umgebenden deutschen Sprache auf.

# „Solche Menschen werden nicht mehr hergestellt“

**Am 23. Juli 2017 verstarb Viennale-Chef Hans Hurch völlig überraschend in Rom. Keine zwei Wochen zuvor hatte er mit NU ein ausführliches Gespräch geführt, das nicht als Abschied gedacht war.**

VON ANATOL VITOUCH

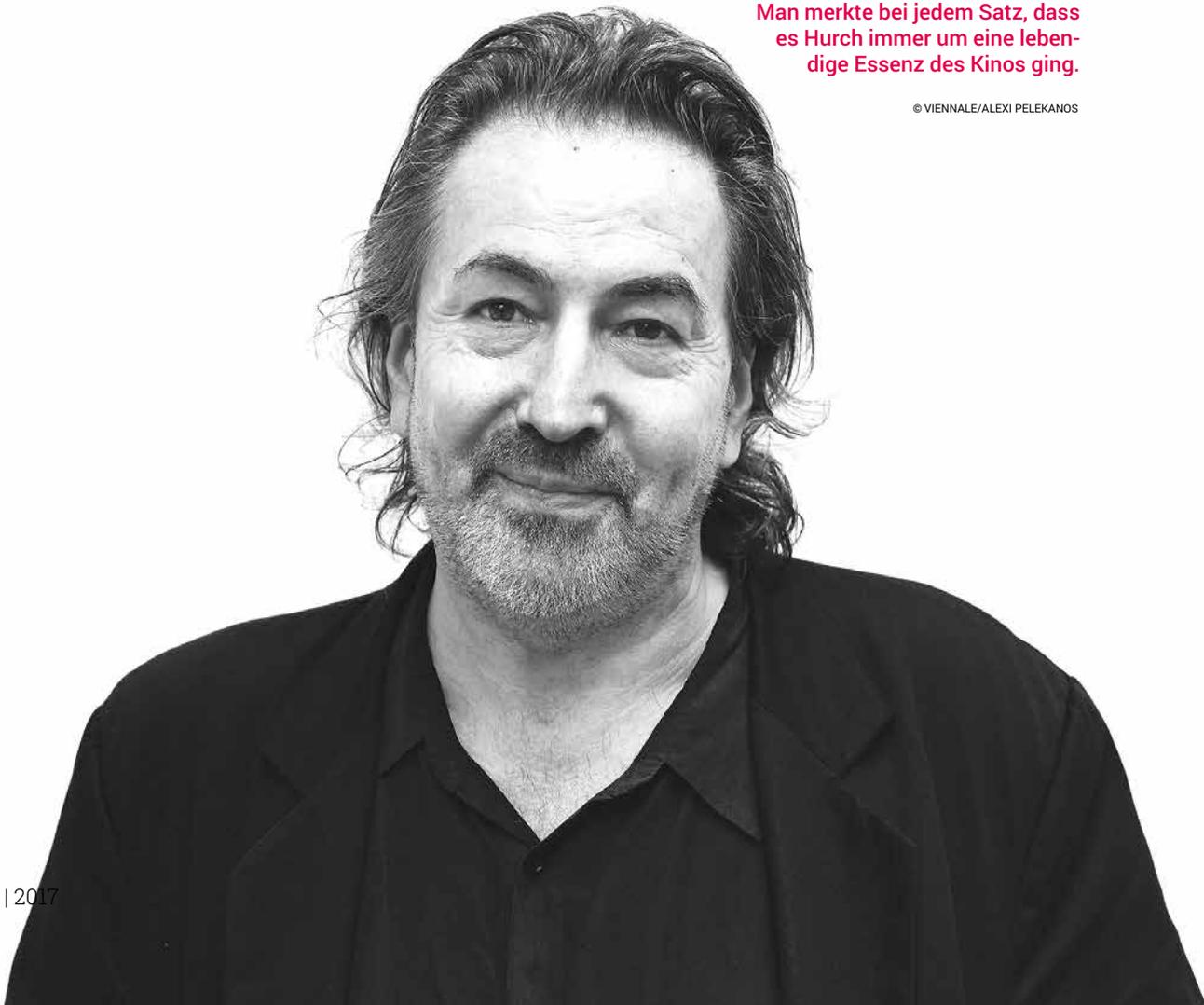
„Dann darf man vorher nicht blöd reden“, sagt Hans Hurch lächelnd. Interviews autorisiere er niemals, was einmal gesagt wurde, habe so auch seine Richtigkeit. Ein kurzer, freundlicher Handschlag. „Man sieht sich“, ruft er noch, dann ist er schon in den Gängen des Viennale-Büros in der Siebensterngasse verschwunden.

Der knappen Verabschiedung geht ein ausführliches Gespräch voraus. Über eine Stunde nimmt sich der

Viennale-Direktor für **NU** Zeit, die zwischendurch anklopfende Assistentin wird von ihm getröstet: „Ich langweile den jungen Mann gerade zu Tode“, erklärt er kokett. Natürlich ist das Gegenteil der Fall. Aus dem Interview wird ein echter Dialog, Hurch scheint es zu genießen, dass sich der Fragende über die gängigen Floskeln hinaus („Wen wünschen Sie sich als Ihren Nachfolger?“) für Film und seine Politik interessiert.

**Man merkte bei jedem Satz, dass es Hurch immer um eine lebendige Essenz des Kinos ging.**

© VIENNALE/ALEXI PELEKANOS



„Ich glaub, dass so ein Festival ein Ganzes ist, und dass es sozusagen nicht nur die Hardware Festival ist und die Software Film, die man sich anschaut. Sondern dass es idealerweise eins ist.“

### Politik der Ästhetik

Spätestens, als man sich über die konterkulturelle Kraft des Kinos der 70er-Jahre am Beispiel von Klaus Lemkes *Rocker* einig wird, ist das Eis gebrochen: „Ich glaube, dass es diese Art von Underground-Kino heute nicht mehr gibt, weil die Gesellschaft viel eingeschliffener ist als früher. Genau das vermisste ich heute im österreichischen Kino: ein realistisches, nicht naturalistisches Kino, das irgendetwas mit einer Lebenswirklichkeit, mit Erfahrungen und Personen zu tun hat. Das gibt es heute irrsinnig viel weniger.“

Überhaupt wirkt Hurch alles andere als versöhnt oder altersmilde, genüsslich lässt er in der Vergangenheit ausgefochtene Sträuße Revue passieren: „Mir ist das Kino von Ulrich Seidl zu komplizierthaft, zu stark dem verhaftet, was er eigentlich kritisiert. Haneke ist schon viel differenzierter, er weiß zum Beispiel, was es bedeutet, etwas nicht zu zeigen. Aber auch Haneke ist kein reflektierter Mensch. Das ist jetzt frech, dass ich das einfach so dahinsage, aber das glaube ich wirklich.“

Auch wenn Hurch selbst vermutet, manche Animositäten mit Vertretern des österreichischen Kinos könnten auch auf beiderseitige Sturheit zurückzuführen sein: Man merkt bei jedem Satz, dass es ihm immer um eine lebendige Essenz des Kinos geht, wenn er sich auf ästhetische Diskussionen einlässt. Die Frage nach einer Politik der Ästhetik, im Kino ab den 1960er-Jahren nachdrücklich von den Vertretern der Nouvelle Vague gestellt, hat für Hurch nichts von ihrer Dringlichkeit verloren: „Der Glaube, dass das Politische in den Inhalten liegt, der ist heute stärker da – und das glaube ich aber nicht. Ich glaube, man kann nur politisch über Politik sprechen und erzählen. Und ich merke gerade bei vielen Filmen, die es jetzt gibt, zu aktuellen Themen wie Krieg oder Flüchtlingskrise, dass die total kriegsgewinnlerisch sind. Diese Filme sind

dann brutal und sentimental zugleich. Sie arbeiten mit den Mitteln dessen, was sie anklagen: Krieg oder Gewalt – und zugleich setzen sie darauf, dass einem die Kinderleidtun et cetera. Das finde ich ganz schrecklich.“

Nur erahnen lässt sich, wie viele Filme der seit 1997 amtierende Viennele-Direktor in den vergangenen zwei Jahrzehnten für das Festival gesichtet und natürlich zum überwiegenden Teil verworfen hat. Alle Filme, die die Viennele zeigt, sind persönlich von Hurch ausgewählt, der – wieder eine Analogie zur Nouvelle Vague – einen ganz unzeitgemäß anmutenden Autorenbegriff in Bezug auf die Leitung eines Festivals vertritt. „Nicht, dass ich alles bestimmen will oder muss. Aber mir ist es wichtig – das klingt jetzt kindisch, aber gerade dieser Tage bin ich damit beschäftigt – mir ist wichtig, was für ein Sujet für die Viennele steht in diesem Jahr, wie ein Plakat ist, welche Farbe das hat. Bis zur Schrift: Da sitz ich mit einem Grafiker und Leuten von uns hier und wir gestalten das. Meine Überzeugung ist, dass die Dinge nicht da sind für was anderes, sondern dass alles für sich selber da ist. Ich glaub, dass so ein Festival ein Ganzes ist, und dass es sozusagen nicht nur die Hardware Festival ist und die Software Film, die man sich anschaut. Sondern dass es idealerweise eins ist.“

### Kino als seismografischer Apparat

Seinen Begriff vom Kino bildete Hurch sich als junger Mann, der sich anmaßte, Filmkritiken für die gerade neu gegründete Wochenzeitschrift *Falter* zu schreiben, obwohl er über keine andere Qualifikation als seine Liebe zum Kino verfügte. Widerständig zu sein, nicht um jeden Preis erfolgreich, seinen eigenen Spinnereien nachzuhängen – all das hatte, so Hurch, in den 70er-Jahren noch die Aura des Großartigen. Im Abseits zu stehen war noch nicht gleichbedeutend damit, ein „Loser“ zu sein. So kam es, dass junge Menschen

sich zutrauten, auch gegen den herrschenden Zeitgeist zu arbeiten und anzuschreiben. Ein Größenwahn im positiven Sinne, der unter den heute herrschenden Bedingungen – da sind sich Interviewer und Interviewter ein weiteres Mal einig – kaum mehr akzeptiert wird. „Wir waren lauter Studienabbrecher, ich hatte Kunstgeschichte studiert, die anderen Theaterwissenschaften. Die einzige Idee war, eine Gegenöffentlichkeit zu schaffen, den *Falter* zu machen. Ich hab sogar den Verdacht, manche waren nur dabei, damit sie dann beim Handverkauf die Girls anbraten konnten in den Wiener Lokalen.“

Mitreißend vermag Hurch mit glänzenden Augen von einer Zeit zu erzählen, in der er mit dem Schreiben keinen Groschen Geld verdiente. „In der Nacht hab ich die Filme plakatiert, die ich untertags im *Falter* verrissen hab. In der Nacht hab ich sie beworben, um etwas zu verdienen, und untertags hab ich mich hingesezt und sie am Schreibtisch heruntergemacht.“

Wobei Hurch die eigene Begeisterung für diese Anfangsjahre immer wieder mit dem Hinweis einschränkt, dass man die Vergangenheit nicht verklären dürfe, es sich ganz einfach um eine andere Zeit und andere Verhältnisse gehandelt habe. Hin und wieder erschrickt der einstige Filmkritiker darüber, wie weit diese Ära nun schon zurückzuliegen scheint. „Jetzt red ich wirklich schon wie ein 80-Jähriger, der von kurz nach dem Krieg erzählt“, sagt er dann leicht betreten.

Und doch ist Hurch überzeugt, dass das Kino als seismografischer Apparat nach wie vor etwas zu bieten hat, nach dem gerade heute wieder Sehnsucht besteht. Immer wieder mache er bei der Viennele die Erfahrung, dass gerade die Jungen ein Bedürfnis nach der Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit des Kinos spüren: „Dass man noch was sehen oder erfahren will, dass es nicht nur Serien gibt, die man im Netz sieht und sagt, na da bin ich schon bei der Folge vier ausgestiegen, dass

man irgendwann das Gefühl hat, dieses Leben wird so eine austauschbare Sauce.“

### Freund Eric Pleskow

Über einen, dessen Leben alles andere als austauschbar ist, hat Hurch viel zu sagen: Seinen Freund Eric Pleskow preist er als besonderen Glücksfall für die Viennale, auch wenn dieser seine Rolle selbst immer gerne herunterspielt: „Der Eric sagt ja immer, er ist nur der Frühstücksdirektor.“

Für Hurch ist Pleskow sehr viel mehr, er spricht davon, welche Bedeutung es nicht nur für das Festival, sondern für die ganze Stadt habe, dass Pleskow sich Wien wieder zugewandt hat. „Dass jemand wie er sich in gewisser Weise doch wieder versöhnt hat mit der Stadt, ist was Schönes. Und trotzdem, glaub ich, gibts im Eric auch irgendwie Reste von etwas Unversöhnlichem, das wird und muss es auch immer geben, das ist ein Teil von ihm. Der Eric ist nicht jemand, der vergisst und der sich dann wieder so einem sentimental Schmelz hingibt. Der weiß schon, was da passiert ist, was mit vielen und mit seiner Familie passiert ist.“

Lustig findet Hurch, dass seine Vertragsverlängerung bis 2018 von Pleskow ignoriert worden sei, der im **NU**-Interview angekündigt hatte, 2017 noch einmal zur Viennale zu kommen, um mit Hurch dessen letztes Jahr als amtierender Direktor zu begehen: „Ich glaube nämlich, das ist nur eine Ausrede von Eric, damit er wieder nach Wien kommen kann, weil es mein letztes Jahr ist. Dann kann er nämlich nächstes Jahr wieder kommen, weil nächstes Jahr dann tatsächlich mein letztes Jahr ist“, sagt Hurch schmunzelnd. „Aber ich hoffe, und das meine ich ganz im Ernst, dass Eric auch noch nach Wien kommen wird, wenn ich nicht mehr Viennale-Direktor bin, weil die Viennale ihn einfach schätzt und liebt und solange es irgendwie geht als



© STARPICTURENSK.COM

Eric Pleskow war für Hurch ein persönlicher Freund und ein besonderer Glücksfall für die Viennale.

unseren Präsidenten haben will.“

Als ungewöhnlichen und herausragenden Menschen porträtiert Hurch Eric Pleskow, den man letztlich nur durch seine Geschichte verstehen könne, der eine ganz spezifische historische Konstellation zugrundeliegt: „Er hat schon noch was, der Eric, neben seinem Jüdischen, etwas, das wahrscheinlich letztlich genauso stark ist, denk ich mir oft: Das ist dieses Alt-österreichische, das ist noch einmal etwas ganz Eigenes, sozusagen eine untergegangene und verschwundene Form von Sensibilität, Kultur, Bewusstsein, auch von Humor. Ein sehr feines Gespinst von Dingen, in das die Geschichte hineinwirkt und das mit solchen Leuten wie dem Eric verschwindet. Irgendwer hat einmal über irgendwen gesagt: ‚Solche Menschen werden nicht mehr hergestellt. Die alten Gussformen sind verloren gegangen oder zerschlagen worden.‘ Und

das stimmt sicher für solche Leute wie den Eric auch.“

Schmunzelnd erinnert sich Hurch dann noch an seine allererste Begegnung mit dem einstigen United-Artists-Präsidenten, den er mit Hilfe von Gaby Flossmann und Peter Marboe für die Viennale gewinnen konnte: „Das war noch nicht zur Viennale, sondern unterm Jahr. Ich hab ihn abgeholt in Schwechat, und er war ein bisschen müde von dem langen Flug und ein bisschen einsilbig, fast etwas unfreundlich, hab ich das Gefühl gehabt. Na, hab ich mir gedacht, schau ma einmal, wie das wird. Und dann sind wir rausgegangen aus dem Flughafen, er hat einen Trenchcoat angehabt, und der erste richtige Satz, den ich von ihm gehört hab, war in tiefstem Wienerisch: ‚Heast, bei eich hots an Zopf.‘ Und da hab ich gesagt: ‚Herr Pleskow, wir werden uns gut verstehen.‘ Und so war es dann auch.“

„In der Nacht hab ich die Filme plakatiert, die ich unterm Tag im *Falter* verrissen hab. In der Nacht hab ich sie beworben, um etwas zu verdienen, und unterm Tag hab ich mich hingekloppt und sie am Schreibtisch heruntergemacht.“

# Eine musikalische Sprache für „Stadt ohne Juden“

VON MARTIN RUMMEL

Es gibt sie noch, die kleinen Sensationen. 2015 meldete sich beim Österreichischen Filmarchiv ein französischer Sammler, der auf einem Flohmarkt in Paris die wahrscheinlich einzige erhaltene Kopie der bisher als verschollen geltenden Fragmente des im Juli 1924 erstmals gezeigten Films *Stadt ohne Juden* gefunden hatte. Der Film basiert auf dem gleichnamigen Roman von Hugo Bettauer aus dem Jahr 1922, und Hans Moser (1880–1964), verheiratet mit der Jüdin Blanka Hirschler, ist in dem Streifen als antisemitischer Parlamentarier zu sehen – nach *Das Baby* und *Hoffmanns Erzählungen* erst seine dritte Leinwandrolle.

Dank einer erfolgreichen Crowdfunding-Kampagne des österreichischen Filmarchivs im Dezember 2016, durch die die notwendigen Mittel für die aufwendige Digitalrestaurierung aufgebracht werden konnten, wird nun im Herbst 2018 bei der Viennale eine zweite Uraufführung des Films stattfinden. Der kürzlich verstorbene Leiter der Viennale, Hans Hurch, beauftragte die österreichische Komponistin Olga Neuwirth (Jahrgang 1968), für diesen Anlass zur Komplettfassung des Stummfilms Musik zu komponieren. Neuwirth, die seit den 1990er-Jahren Musik zu Filmen schreibt und produziert, hat in diesem Genre zuletzt internationales Aufsehen mit ihrem Soundtrack zu dem vielfach preisgekrönten Streifen *Goodnight Mommy* (*Ich seh ich seh*) von Veronika Franz und Severin Fiala erregt.

Über die bevorstehende Aufgabe sagt Olga Neuwirth: „Die *Stadt ohne Juden* ist eine Satire gegen den Antise-



**Gesellschaftskritische Stimme**  
Olga Neuwirth

mitismus aus dem Jahr 1924. Der Film enthält viel zurückgewonnenes, ‚verlorenes‘ Material nach Hugo Bettauers präzisiertem und analytischem Buch über den österreichischen Antisemitismus in den 1920er-Jahren, an dem sich eigentlich bis heute nicht viel verändert hat. Es erschien 1922 und ist ein unglaublich hellseherisches Buch, das ich erstmals gelesen habe, als ich 19 war. Für mich ist es ein sehr berührender Zufall, dass ich nun, so lange Zeit später, gebeten wurde, die Musik zu dem Stummfilm nach dem Bettauer-Roman zu schreiben. Bettauer (dessen erste Frau zufällig ebenfalls Olga hieß) wurde 1925 von einem frühen Nazi-Parteimitglied ermordet.“

Eine beschädigte und unvollständige Version des Films – wahrscheinlich jene zensierte oder selbstzensurierte, die 1933 in Amsterdam als Demonstration gegen das Deutsche

Reich gezeigt wurde –, wurde bereits 1991 vom holländischen Filmmuseum entdeckt und restauriert sowie von Gerhard Gruber, Adula Ibn Quadr und Peter Rosmanith mit Musik untermalt. Es ist zu erwarten, dass die neue/alte Fassung mit dem ursprünglichen Ende des Films nicht nur die Botschaft des Films wieder politisiert, sondern auch Szenen enthält, die die verschiedenen sozialen Sphären des jüdischen Lebens im Wien der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts beschreiben.

## „Ein akut aktuelles Thema“

Olga Neuwirth über ihre Arbeit für *Die Stadt ohne Juden* weiter: „Ich danke den Auftraggebern für ihr Vertrauen in mich für diese wichtige politische Aussage gegen Antisemitismus in einer Zeit, in der die von Bettauer beschriebenen Strukturen und Mechanismen des Antisemitismus wieder überall offen zu sehen sind – ein akut aktuelles Thema ... es wäre so viel mehr zu sagen, aber ich muss jetzt zuerst einmal eine musikalische Sprache finden ...“

Wem als eingefleischtem Olga-Neuwirth-Fan die Zeit bis zur Aufführung von *Stadt ohne Juden* oder der Uraufführung von *Orlando* (nach Virginia Woolf) an der Staatsoper im Dezember 2019 zu lang wird, der darf sich inzwischen auf das Erscheinen einer CD mit Orchesterwerken im Herbst und, im Frühjahr 2018, auf ein Tondokument von *American Lulu* aus dem Theater an der Wien freuen. Olga Neuwirth ist nicht nur ohne Zweifel eine der bedeutendsten Komponistinnen der Gegenwart, sondern auch eine gesellschaftskritische Stimme, die aus der österreichischen und internationalen Kunstszenen nicht wegzudenken ist.

# Feminismus für die Massen

**Die Zeiten, in denen Prinzessinnen Kleider und Feministinnen Hosen getragen haben, sind vorbei. Wonder Woman ist zurück und beweist, es geht auch unten ohne.**

VON ELISA HEINRICH UND  
AGNES MEISINGER

In der Neuverfilmung des Comics, das von dem US-amerikanischen Psychologen-Ehepaar William Moulton und Elizabeth Holloway Marston Anfang der 1940er-Jahre kreiert wurde, erweckt die israelische Schauspielerin Gal Gadot die Heldin zum Leben. Die Bildgeschichte über die erste Superheldin wurde einst vom New Yorker Comicverlag DC Comics, der auch Superman und Batman im Programm hatte, gekauft und veröffentlicht. Im Laufe der Jahrzehnte erfuhr Wonder Woman verschiedenste Deutungen: Von der heldenhaften Nazi-Jägerin der 1940er über das Sexsymbol in der Fernsehserie der 1970er bis hin zu einer postfeministischen Ikone der Popkultur. Jeder Generation also ihre

Wonder Woman. Auch in der aktuellen Verfilmung entspricht die leicht, aber funktionell bekleidete Comicfigur dem Zeitgeist und verkörpert in Gestalt von Gal Gadot eine Frau, die Stärke, Fitness und Handlungsfähigkeit besitzt, zugleich aber vor allem als makellos schön und sexy inszeniert wird.

Kurz zur Synopsis des Films, ohne zu viel vorwegzunehmen: Das Mädchen Diana – mutig, kampflustig, ungestüm – wächst unter Amazonen als Prinzessin auf einer einsamen Insel auf. Sie ahnt, dass sie für Höheres bestimmt ist und gegen Kriegsgott Ares in den Kampf ziehen wird. Als eines Tages ein Mann an den Strand gespült wird, der aus der Welt des frühen 20. Jahrhunderts kommt, beginnt Dianas



© JORDAN STRAUSS/APPICTUREDES.COM

Gal Gadot ist wie kaum eine Zweite in Hollywood prädestiniert für die Rolle der Amazonenprinzessin Diana: Die 2004 zur Miss Israel Gekürte entspricht dem derzeit propagierten Schönheitsideal mit dem Credo „fit is better than skinny“.

Mission. Gemeinsam machen sich der US-amerikanische Spion und die Amazone auf die Reise in eine Parallelwelt, in der der Erste Weltkrieg tobt. Die mit übermenschlichen Kräften ausgestattete Amazonenprinzessin muss nun die gottgegebene Aufgabe erfüllen, Ares zu besiegen und die Welt zu befrieden. Doch nicht nur in dieser Hinsicht bildet das Erscheinen des Piloten Steve eine Zäsur im Film. War Diana bis dahin in einem homosozialen Raum vor allem als autonome, selbstbestimmte Frau unter anderen solchen sichtbar, wird sie durch den Auftritt des Mannes, den sie ungläubig mit dem Satz „You are a man ...“ begrüßt, als heterosexuelle Frau adressierbar, die sich – wie sollte es anders sein – in ihn verlieben wird.

### Feminismus ist wieder in!

Gal Gadot ist wie kaum eine Zweite in Hollywood prädestiniert für die Rolle der Amazonenprinzessin Diana: Die 2004 zur Miss Israel Gekürte entspricht dem derzeit propagierten Schönheitsideal, das mit dem Credo „fit is better than skinny“ einen neuen Hype um Sport und Ernährung ausgelöst hat. Dabei verdankt sie ihren athletischen Körper, aber auch ihre Nahkampf-Kenntnisse einer militärischen Ausbildung – sie verbrachte zwei Jahre bei den israelischen Streitkräften. In Interviews bezeichnete die 32-Jährige ihre Zeit in der Armee als „Schule des Lebens“ und „gute Vorbereitung auf das Showgeschäft“.

Gadots politische Haltung und ihr Bekenntnis zu den israelischen Streitkräften, die sie immer wieder über soziale Netzwerke kommuniziert, führten sogar dazu, dass die Veröffentlichung des Streifens im Libanon untersagt wurde. In den USA hingegen legte Wonder Woman den besten Kinostart eines von einer Frau (Patty Jenkins) inszenierten Films aller Zeiten hin. Auch hierzulande ist der Blockbuster gut besucht.



Miss Israel Gal Gadot in Ecuador, 2004

Der Hype um die „Wunderfrau“ in den USA ist vor allem auch einer noch vor wenigen Jahren kaum vorstellbaren Entwicklung geschuldet: Feminismus ist (vor allem bei jungen Frauen) wieder in. Popstars wie Beyoncé oder Miley Cyrus positionieren sich als Feministinnen, und Modelabels werben mit Sprüchen wie „We should all be feminists“. Die an sich begrüßenswerte Überführung feministischer Codes und Parolen in populärkulturelle Kontexte hat aber auch mehrere Schattenseiten: So brechen die genannten Stars zwar in manchen Songtexten mit Vorstellungen von immer verfügbaren Frauen(körpern), doch bleiben die Formen ihrer Selbstrepräsentation weit dahinter zurück. Ein Phänomen der letzten Dekade ist jedenfalls, dass Frauen im Popbusiness bei öffentlichen Auftritten oder in Musikvideos oft nicht mehr als eine Unterhose tragen. Was als emanzipierte Beinfreiheit verkauft wird, ist aber kaum mehr als die fortwährende Zurschaustellung nackter Haut. Eine zweite Schattenseite ist eine mit der Popularisierung

einhergehende Kommerzialisierung feministischer Inhalte: Mode- und Musikindustrie haben den Feminismus zu einem Produkt gemacht und generieren damit Gewinne – politische Botschaften sind dabei nicht mehr als Sprüche auf einem T-Shirt. Die Neuverfilmung von Wonder Woman samt Vermarktung der Figur bildet einen weiteren Höhepunkt dieser Entwicklung. Der Spielzeughersteller Mattel brachte kürzlich eine Wonder-Woman-Barbie explizit „für den erwachsenen Sammler“ heraus, die – anders als der Prototyp – als „geborene Kämpferin“ sogar alle Gliedmaßen bewegen kann.

Wonder Woman wandelt im Film auf einem schmalen Grat zwischen Heroine und Pin-Up-Girl. So wird sie authentisch als Kämpferin dargestellt, sie ist ihrem Filmpartner Steve physisch und intellektuell überlegen und zeigt sich als eine erfrischende Abwechslung zu den Rollen, die Frauen in Actionfilmen im Normalfall zugestanden werden. Auch finden sich gelegentlich Anspielungen auf Geschlechterrollen und die damit verbundenen Zwänge: Etwa wenn sich Diana ein für das London der 1910er-Jahre passendes Outfit aussuchen soll und sich – es ist die Hochphase der Suffragetten-Bewegung in Großbritannien – fragt, wie Frauen in derart engen Kleidern kämpfen sollen.

Zugleich ist die aktuelle Darstellung der Wonder Woman symptomatisch für ein Rollenbild, das Frauen nur dann Handlungsmacht zugesteht, wenn sie harte Arbeit und viel Zeit in Körper- und Selbstoptimierung investieren. Nicht auszudenken, die Figur hätte Falten oder Speckröllchen.

Ein Jahr vor dem Kinostart wurde die fiktive Comic-Heldin 2016 – nicht kritiklos – zur Ehrenbotschafterin für Frauenrechte der Vereinten Nationen ernannt. Gal Gadot meinte am Rande der Zeremonie zeitgemäß: „I think all of us should be feminists.“

# Zwischen Utopie und Wissenschaft

**Aktuelle Ausstellungen in Jerusalem und Mitteleuropa rücken den Außenseiter Otto Freundlich, der zu den ersten abstrakten Künstlern des 20. Jahrhunderts zählte, wieder ins Rampenlicht. In seinem Werk verarbeitete Freundlich die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Ideologien seiner Zeit.**

VON FELIX MICHLER

*Der neue Mensch* – so titulierten die Nationalsozialisten Otto Freundlichs bekannteste Skulptur, die 1937 als Musterbeispiel „entarteter Kunst“ auf der Frontseite des Katalogs zur gleichnamigen Ausstellung prangte. Nicht nur die Abbildung ist dabei perspektivisch ins Absurde verzerrt. Die Änderung des Titels lässt schnell vermuten, dass dadurch unterschwellig antisemitische Verschwörungstheorien suggeriert werden sollten. Der Künstler selbst hatte sein Werk nämlich schlicht *Großer Kopf* betitelt.

Otto Freundlich – dieser Name ist in den letzten Jahren fast gänzlich vergessen worden. Dabei ist das Werk, das er hinterlassen hat, so gehaltvoll wie originell. Gleichmaßen von eigenen politischen Überlegungen, neuen wissenschaftlichen Theorien und philosophischen Erkenntnissen angetrieben, entfernt sich der Künstler schon früh von seinen ehemaligen

Vorbildern und Kollegen. Denn seine teils revolutionären Ideen lassen sich nicht länger durch die gegenständliche Kunst darstellen, nein, diese sind, so meint er, mit den herkömmlichen künstlerischen Methoden schlicht nicht mehr auszudrücken.

Diese Impulse zeigen sich früh in Freundlichs Werk, in seinen späten Arbeiten vollendet er die Entwicklung. Die letzten Ölgemälde bilden nichts ab als Formen; Drei- und Vierecke, Kurven, Quadrate, Bögen, akribisch geplant und mühevoll zusammengesetzt. Die Fläche wird das zentrale Element seines Schaffens – jeder Versuch, etwas Weltliches, etwas Dinghaftes in seinen Bildern zu erkennen, muss scheitern. Auch entstehen Glasfenster, Aquarelle, Gouachen, teilweise monumentale Plastiken, alle in diesem Stil. Jedoch will Freundlich seine Kunst keineswegs als gegenstands- oder gar inhaltslos verstanden wissen. Denn das, was heute noch abstrakt genannt wird, so zeigt er sich in seinem 1930 entstandenen Text *Erdkreis* überzeugt, wird irgendwann als etwas „ganz Konkretes und Naturhaftes“ gesehen werden.

## Ideologie und Wissenschaft

Freundlich eckt an. Als er 1908 im Pariser Bateau-Lavoir sein Atelier bezieht, schreibt er nach Deutschland an seinen Mentor, den Verleger und Galeristen Herwarth Walden, er sei „bekannt mit den feinen Künstlern und Litteraten (...), wenn auch nicht sehr von ihnen geliebt.“ In zahlreichen kunsttheoretischen Texten und Briefen erläutert er seine Gedanken zur Rolle der Kunst und des Künstlers in der Gesellschaft und auch deren Beziehung zu den modernen Wissen-

schaften, über die er bestens informiert ist. Das Werk von Hermann von Helmholtz, vor allem die *Lehre von den Tonempfindungen* fasziniert ihn, wie er an Walden schreibt. Später beschäftigt sich Freundlich auch mit der damals noch jungen Relativitätstheorie und der Quantenphysik. Ohne die neuen Raum- und Zeitkonzepte kann Freundlichs Werk nicht vollständig verstanden werden.

Auch kommunistischen Ideen zeigt er sich zugetan, bald drückt er sie in seinen Werken und Schriften aus. „Kunst hat die Aufgabe“, so schreibt er in dem Text *Der bildhafte Raum*, „die Menschen darin zu bestärken, zu einer sozialen Einheit zu werden, sich einem kosmischen Ideal zu nähern, in dem alle Klassenunterschiede aufgehoben sind.“ Er spricht oft von einem „überindividuellen Prinzip“, der bürgerlich-kapitalistische Eigensinn ist ihm zuwider, heroisch ist in seinen Augen, wer sich als Individuum Höherem unterordnet.

## Frankreich und Deutschland

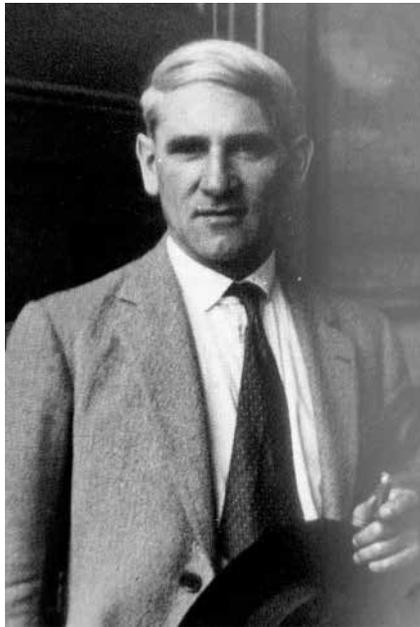
Als junger Mann reist Freundlich oft nach Frankreich, bisweilen bleibt er dort für längere Zeit. Die Frühlingsmonate des Jahres 1914 wird er später als die prägendsten seines Lebens bezeichnen. Fasziniert von alter Glasmalerei, bezieht der junge Künstler ein Atelier im Nordturm der Kathedrale von Chartres; die gesammelten Erfahrungen werden in seinem späteren Werk noch oft sichtbar werden. Das nahegelegene Paris wird bald zu Freundlichs Wahlheimat: Auf dem Montmartre ist er trotz aller Querelen und ideologischen Unterschiede bestens vernetzt. Hier kann er als Teil der Avantgarde wirken und die ab-

## Ein großer Teil von Otto Freundlichs Werk überlebt den Krieg nicht. In seinen letzten Monaten im Versteck verbringt er viel Zeit damit, seine Werke aus der Erinnerung zu katalogisieren und mit Bleistift nachzuzeichnen.

strakte Kunst, so wenig er diesen Begriff auch schätzt, gemeinsam mit seinen Weggefährten weiterentwickeln. Er zählt zu den ersten, die diese neue Kunst konsequent und systematisch erforschen. Seine frühesten Ansätze in dieser Richtung lassen sich schon in die 10er-Jahre des 20. Jahrhunderts datieren – Kandinskys erste Gehversuche in diese Richtung fallen ungefähr in dieselbe Zeit.

Freundlich setzt sich mit vielen zeitgenössischen Kunstströmungen auseinander. Führende Vertreter von Expressionismus, Kubismus, Dadaismus und Bauhaus kennt er persönlich. Trotz prinzipiellem Interesse geht Freundlich aber eigene Wege, die ihn zu einem der Pioniere des Abstrakten machen. Die großen Meister des vergangenen Jahrhunderts, etwa Van Gogh, versteht er, obgleich er sie bewundert, nicht als Vorbilder und setzt sich von ihnen ab. Stattdessen beschäftigt er sich viel mit der Kunst und den Techniken des Mittelalters, mit Mosaiken und Glasmalerei, auch mit Teppichstickerei wird er experimentieren. Diese alten Techniken entwickelt er im Laufe der Zeit auf eigene Faust weiter und verbindet sie mit seinem modernen Stil.

Freundlich wird sich schließlich ganz für Frankreich entscheiden. Doch unterhält er weiterhin gute Beziehungen in seine Heimat. Ende der 1930er-Jahre, als Freundlich mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen hat, unterstützen ihn viele ehemalige Weggefährten. Hans Arp, Wassily Kandinsky, Walter Gropius, Oskar Kokoschka, Pablo Picasso und andere unterschreiben im Jahr 1938 einen Brief, um Spenden für den Künstler zu erbitten, die ihm in seiner höchst prekären Lage helfen sollen. Doch noch bevor er von den Spenden profitieren hätte können, marschieren die Nationalsozialisten in Frankreich ein. Freundlich ist Jude und Kommunist: In den folgenden Jahren wird er deshalb



**Otto Freundlich**, (1878, Stolp, Pommern – 1943, KZ Sobibor) zählt zu den ersten abstrakten Künstlern. In seinen Werken verarbeitete er oftmals politische Überzeugungen und neue Erkenntnisse der Wissenschaften und verfasste auch kunsttheoretische Schriften. Buchempfehlung: Julia Friedrich (Hrsg.): *Otto Freundlich: Kosmischer Kommunismus*. München, London, New York: Prestel 2017.

mehr als einmal inhaftiert, sein Werk wird verfehmt. In den letzten Monaten seines Lebens hält er sich getarnt in einem Dorf in den Pyrenäen auf. Nach der Denunziation eines Nachbarn wird er in ein Konzentrationslager in Polen gebracht – in Sobibor verliert sich von ihm jede Spur.

### Nach dem Krieg

Ein großer Teil seiner Werke wird den Krieg nicht überleben. In seinen letzten Monaten im Versteck verbringt Freundlich viel Zeit damit, seine Werke aus der Erinnerung zu katalogisieren und mit Bleistift nachzuzeichnen; oft sind diese Skizzen alles, was heute noch erhalten ist. Dennoch gelingt es einigen Unterstützern, Ge-

mälde und Skulpturen vor der Zerstörung zu retten. Die Kunstmäzenin Peggy Guggenheim stellt Werke von Freundlich nach dem Krieg in ihrem Museum in Venedig aus. Auch das Museum von Pontoise bei Paris besitzt einige Werke. Doch der Künstler gerät in den folgenden Jahren in Vergessenheit. Zu vieles – darunter alle Werke, die die Nationalsozialisten in der Ausstellung „Entartete Kunst“ zeigten – ist vernichtet worden. Erst 1978 kann in Pontoise gemeinsam mit dem Israel Museum, dem im Laufe der Zeit einige Werke zufielen, und dem bekannten israelischen Kurator Yona Fischer eine Ausstellung organisiert werden; Fischer bezeichnet den Künstler bei dieser Gelegenheit als einen der letzten großen Pioniere der abstrakten Kunst.

Anfang 2017, mehr als 70 Jahre nach seinem Tod, scheint Otto Freundlich wieder in das öffentliche Bewusstsein zu rücken. Zunächst war im Israel Museum die Ausstellung „Zel haZeva“ zu sehen, die Freundlichs Werk als eine von mehreren Ausdrucksmöglichkeiten abstrakter Kunst würdigte. Bis April wurden hier in erster Linie Ölgemälde, Holzschnitte und Bronzegüsse des Künstlers ausgestellt. Kontrastiert mit anderen abstrakten Werken in verschiedenen Medien und Ausführungen, kam so ein weiter Bogen durch die abstrakte Kunst des 20. Jahrhunderts zustande.

Doch auch im deutschen Sprachraum wird Freundlichs Werk wieder rezipiert. Das Museum Ludwig in Köln präsentierte im Frühjahr die bisher umfassendste Retrospektive, deren Titel „Kosmischer Kommunismus“ auf Freundlichs politische Utopie anspielte. Im Sommer wanderte die Ausstellung weiter an das Kunstmuseum Basel. Der zur Ausstellung erschiene Katalog ist bemüht, neben der Erfüllung wissenschaftlicher Standards auch ein breiteres interessiertes Publikum anzusprechen.

# Lasik Roitschwantz

**Ilja Ehrenburgs großartiger Roman „Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz“ durfte erst nach 1989 in der Sowjetunion publiziert werden. Ursprünglich im Rhein-Verlag erschienen und danach lange vergriffen, wurde er nun vom Verlag Die Andere Bibliothek, Berlin, neu aufgelegt. Ein absolutes Muss für alle an jüdischer Kultur Interessierten.**

VON PETER WEINBERGER

Im selben Jahr, als Ilja Ehrenburg in Paris seinen Roman *Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz* in russischer Sprache veröffentlichte, wurde Stalins „Sozialismus in einem Land“ in der Sowjetunion endgültig zur Realität. Trotzki war kurz davor über Alma Ata in die Türkei abgeschoben worden, Bucharin hatte eben einen letzten Versuch unternommen, die Zwangskollektivierung zu verhindern.

Ehrenburgs Sprache ist, wie der Übersetzer, Waldemar Jollos, anmerkt, eigentlich eine Art jiddisches Russisch, mit dem er die Gedankenwelt talmudisch erzogener russischer Provinzjuden einzufangen versucht, eine Welt, durchsetzt von der Phraseologie eines Primitivmarxismus und „altjüdischer Lebensweisheit“: die Welt des Lasik Roitschwantz, eines kleinen Schneiders aus dem Städtchen Homel im Süden Weißrusslands. Es ist die Ausdrucksweise Lasiks, geprägt vom Wirrwarr neuer Eindrücke auf der Flucht über Polen, Deutschland, Frankreich, England und letztlich nach Palästina – der einzige Weg, um Bedrohungen, Gefängnissen und Hunger zu ent-

kommen. Und Lasik redet und redet und redet, widerspricht wortreich und argumentiert mit aus dem Talmud entlehnten Geschichten.

Am besten, man lässt ihn selber zu Wort kommen, z.B. vor einem sowjetischen Untersuchungsrichter:

*„Schuldig? Wenn ich in etwas schuldig bin, so nur darin, dass ich lebe. Aber daran bin ich auch nicht schuld. Daran sind lächerliche Vorurteile schuld und die schreckliche Cholera. Wäre nicht die Cholera gewesen, so gäbe es überhaupt keinen Lasik Roitschwantz. ... Sie begreifen nicht, wovon die Rede ist? Das ist sehr einfach. Damals war eine große Cholera, sie war so groß, dass fast alle Juden gestorben wären, und die nicht gestorben sind, die wollten natürlich nicht sterben. ... Da erinnerten sie sich, dass man den Tod, wenn nicht überlisten, so doch aufheitern könnte. Sie fanden den unglücklichsten aller Juden, einen Motel Roitschwantz. ... Er besaß nur seinen trübseligen Familiennamen. Er wusch jede verächtliche Wäsche, und am Purim trug er für fünf Kopeken kostbare Geschenke von Haus zu Haus. Mit einem Wort, er hätte ruhig an der Cholera sterben können, und kein Mensch hätte ihn beklagt. Aber gerade er starb nicht. Reiche Juden stöberten diesen Motel Roitschwantz auf, und sie fanden dazu das allerunglücklichste Mädchen. Sie sagten: ‚Ihr sollt von uns dreißig Rubel kriegen, ... aber eure Hochzeit wollen wir auf dem Friedhof begehen, um den Tod ein wenig aufzuheitern.‘ Ich weiß nicht, ob der Tod lustig wurde, und ob die Juden sich aufheiterten, der Bräutigam besaß ja außer seinem trübseligen Familienna-*

*men auch noch einen riesigen Buckel, die Braut aber hinkte, um ganz offen zu sprechen. Ich weiß nicht einmal, ob die Cholera aufhörte, aber eines weiß ich, nämlich, dass ich, Lasik Roitschwantz, zur Welt kam, und darin scheint mir meine einzige Schuld zu bestehen.“*

Oder die Fragen eines polnischen Rittmeisters beantworten:

*„Ihr Name? Geburtsjahr? Sind in den Parteilisten vorgemerkt? Schön. Jetzt erklären Sie mir, wer Sie eigentlich sind?“*

*„Ich? Ein Überbau.“*

*„Wie ...?“*

*„Ganz einfach. Wenn Sie die Basis darstellen, so bin ich ein Überbau. Ich spreche mit Ihnen als ein alter Marxist.“*

*„Wissen Sie was, lassen Sie diese Narreteien fahren! So leicht können Sie mich nicht nasführen. Ich erkenne Sie durch und durch. Antworten Sie, ohne den Dummen zu spielen, was sind Sie für ein Vogel?“*

*„Wenn ich ein Vogel sein soll, also dann eine Eule. Wie? Sie kennen diese schmachliche Geschichte nicht? Aber ganz Homel kennt sie doch! Dann will ich sie Ihnen gleich erzählen. Zwei Juden sprechen miteinander: ‚Was ist eine Eule?‘ ‚Ein Fisch.‘ ‚Warum sitzt sie dann auf einem Zweig?‘ ‚Weil sie verrückt ist.‘ Nun also, so bin ich höchstwahrscheinlich ein Vogel oder ein Fisch, mit einem Wort, irgendetwas Verrücktes.“*

Lasik kann selbst im Gefängnis von Vergangenen schwelgen, z.B. von einem Hochzeitsessen:

*„Und ich habe gegessen. Ich habe zum Beispiel gehackte Leber mit Ei gegessen. Das wär einmal. Und ich habe Gänsehals mit Grütze gegessen. Das*

„Schuldig? Wenn ich in etwas schuldig bin, so nur darin, dass ich lebe. Aber daran bin ich auch nicht schuld. Daran sind lächerliche Vorurteile schuld und die schreckliche Cholera. Wäre nicht die Cholera gewesen, so gäbe es überhaupt keinen Lasik Roitschwantz.“

war Nummer zwei. Und ich habe Grieben gegessen und Knödel und Sülze. Das ist wohl schon Nummer fünf. Aber was soll die dumme Rechnerei? Hundert Gänge habe ich gegessen. Was für ein Huhn! Aber ich bin wirklich ein Idiot, ich habe ja den farcierten Fisch total vergessen! Er war mit rotem Meerrettich angemacht, und dann ‚Kugel‘ mit Rosinen, ‚Zimes‘ mit Pflaumen und Rettich mit Ingwer. Aber warum soweit vorausseilen? Es ließe sich noch allerlei über die Gänsehälschen sagen. Sie waren so schön gebraten, dass man in ganz Homel das Krachen der Kruste hörte, und die Farce war mit Zwiebeln und Pilzen angemacht. ...“

Oder man lässt ihn vor anderen vor sich hin philosophieren:

„Und da fand sich damals ein kluger Mann, der den Augenblick mit einem Schlag erhellte. Er sprach so: ‚Wenn ein wohlbeleibter Mann auf einem kleinen Eselchen reitet, so ist es ihm unbequem, und dem Esel ist es unbequem, und wenn sie endlich angekommen sind, sind sie beide froh. Aber nun entsteht die Frage: wessen Freude ist grösser, die des Reiters oder die des Esels?‘ ... Was nun aber mich betrifft, so meine ich, dass der Esel sich doch noch mehr gefreut hat ...“

Um zu überleben, scheut er sich nicht, kleinere oder größere Gaunereien zu begehen:

„In einer halben Stunde werde ich Ihnen Erde aus Palästina bringen. Das ist die beste Sorte Erde. Sie kommt geradenwegs vom Grab der Rahel, der Zadik von Rowno hat sie mir geschenkt. Ich habe sie für mich selbst aufbewahrt.‘ Lasik



Ilja Ehrenburg im Jahr 1925

ging auf die Straße hinaus. Er ging bis zum Park, hob rasch ein Häufchen Erde in sein Taschentuch und wurde sentimental: ‚Wo wird Roitschwantz sterben? In welchem Abtritt wird man seinen schändlichen Leichnam werfen?‘

Und er hat seine eigenen Ansichten über Religionen, die er einem Mithäftling erklärt:

„Wir beide sind augenblicklich ordentliche Leute, denn wir sind zwei arme Teufel, die sich in einem schimpflichen Gefängnis befinden. Aber Sie könnten ja morgen Papst werden, und ich könnte noch ein Rothschild werden. Und dann werden wir sicher alle heißen Tränen vergessen und einfach die üblichen Schweine werden. Solange der arme Zimmermann von der Wahrheit träumte, stand er so hoch wie der absichtliche Gott, aber da hat man ihn zum Gott in goldenem Rahmen ausgerufen, und sehen Sie, da ist er ein gewöhnliches Stück Möbel geworden. ...“

Jeden Tag, glaube ich, werden hundert Roitschwantze gekreuzigt, und kein Mensch legt dagegen Verwahrung ein. Aber das Kinderlachen? Aber das frische Brot auf dem Tisch des Armen?“

Viele von Lasiks Geschichten, die er in seine langatmigen Reden einstreut, sind fast poetisch:

„Im ... Zimmer stand eine alte Schlaguhr. Der Schlag dieser Uhr erinnerte an eine Frauenstimme. Er war so herrlich und so traurig, dass ich lächeln und weinen musste, wenn ich ihn hörte. Ich ... redete mir selbst zu: ‚Sie geht ein wenig nach oder um ein wenig geht sie vor.‘ Ich bewegte den Zeiger, und die Uhr schlug abermals, und mit mir redete aus ihr ein wunderschönes Mädchen, es redete zu mir von Liebe und Leid, es sprach zu mir von den Sternen, den Blumen ... wenn die Vögel singen und der Regen herabrauscht.“

Erschöpft vom Leben, stirbt Lasik schließlich am Ende seiner Reisen über dem Grab Rahels, nachdem er mit dem Grabwärter einen letzten Disput über Begräbniskosten ausgefochten hat:

„Lasik lag unbeweglich da. Er atmete nicht mehr. Ein kindliches Lächeln schwebte auf seinem toten Antlitz. ... Und als der Wächter dies Lächeln Lasiks erblickte, erstarrte er. Er vergaß völlig das Geld für das Begräbnis. Es kamen nicht die gewohnten Gebete über seine Lippen. Nein, er ließ die Kerze zu Boden fallen und musste heiß aufweinen. Ruhe in Frieden, armer Roitschwantz! Länger wirst du nicht von der großen Gerechtigkeit träumen, und auch nicht von einem kleinen Zipfelchen Wurst.“

# Yuval Noah Harari: „Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen“

VON ELENA ROSBERG

Nach seinem Bestseller *Eine kurze Geschichte der Menschheit* beschäftigt sich der Autor in seinem neuen Buch mit der Zukunft. Es beginnt recht positiv: Die drei großen Probleme, mit denen die Menschheit seit jeher zu kämpfen hatte – Hunger, Krankheit, Krieg – sind zwar nicht vollständig verschwunden, aber weitestgehend eingedämmt worden. „Zum ersten Mal in der Geschichte sterben mehr Menschen, weil sie zu viel essen und nicht, weil sie zu wenig essen. Mehr Menschen sterben an Altersschwäche als an ansteckenden Krankheiten. Und mehr Menschen begehen Selbstmord, als von Soldaten, Terroristen und Kriminellen zusammen getötet werden. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stirbt der Durchschnittsmensch mit größerer Wahrscheinlichkeit, weil er sich bei McDonald's vollstopft, als durch Dürre, Ebola oder einen Anschlag von Al-Kaida.“

In *Homo Deus: Eine Geschichte von Morgen* geht es um die neuen Ziele, die sich die Menschheit laut Harari gesetzt hat: Unsterblichkeit und Göttlichkeit. Womit mit „Unsterblichkeit“ vorerst einmal eine Lebenserwartung von ca. 150 Jahren gemeint ist. Und wenn Harari von „Göttlichkeit“ schreibt, meint er nicht einen allmächtigen Gott, wie den aus der Bibel, sondern eher die griechischen Götter, mit ihren Eigenheiten und Schwächen, die aber doch mit viel mehr Fähigkeiten ausgestattet sind als die Menschen.

An der Unsterblichkeit wird von Forschern bereits fleißig gearbeitet. Der Mensch bekommt ein „Upgrade“

durch Biotechnologie und Bioengineering, Cyborg-Technik (eine Mischung aus Mensch und Maschine) und Künstlicher Intelligenz (Roboter). So habe es sich beispielsweise Calisto, ein Tochterunternehmen von Google,

zur Aufgabe gemacht, „den Tod zu besiegen“. Und Google Ventures steckt 36 Prozent seiner Investitionsgelder von zwei Milliarden Dollar in Start-up-Unternehmen aus dem Bereich Biowissenschaften. Der Geschäftsführer



© POPPE CORNELIUS/NTB SCANPIX/PICTURESESK.COM

„So lange ich mich erinnern kann, war ich damit beschäftigt, große Fragen zu stellen.“

von Google Ventures, Bill Maris, sagte in einem Interview: „Wenn Sie mich heute fragen, ob es möglich ist, 500 Jahre alt zu werden, so lautet die Antwort Ja!“

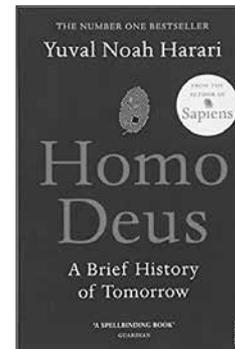
Überhaupt Silicon Valley: Laut Harari liegt das religiöse Zentrum heute nicht in Israel oder Mekka, in Rom oder auf dem Territorium des Islamischen Staates, sondern dort. Die neue Religion nennt Harari „Dataismus“. Statt Göttern werden nun Daten und Algorithmen angebetet.

Dann wird es allerdings etwas düsterer in diesem Buch. Denn diese optimierten Körper werden nur einer Elite, den Techno-Superreichen, zugutekommen, während die anderen, durch künstlich intelligente Maschinen aus der Arbeitswelt gedrängt, ohne wirtschaftlichen oder militärischen Nutzen dastehen. Was soll man mit all diesen überflüssigen Menschen

anfangen? „Der technologische Boom wird es zwar möglich machen, diese nutzlosen Massen zu ernähren und zu unterstützen. Aber womit werden sie sich beschäftigen ... was werden sie den ganzen Tag machen? Eine Möglichkeit wären Drogen und Computerspiele. Nicht mehr benötigte Menschen könnten immer mehr Zeit in virtuellen 3-D-Welten verbringen, die viel mehr Aufregung und emotionale Beteiligung zu bieten haben als die trostlose Wirklichkeit da draußen.“

Harari will alle in seinem Buch entworfenen Szenarien nicht als Prognose, sondern als Darlegung von Möglichkeiten verstanden wissen. Niemand könne die Zukunft wirklich vorhersagen.

Ein intelligentes, provokantes und von der ersten Seite an fesselndes, aber auch verstörendes Buch, das hier ausdrücklich empfohlen sei.



Yuval Noah Harari  
**Homo Deus:**  
Eine Geschichte von Morgen.  
C.H. Beck, München 2017  
576 Seiten, EUR 25,70

## „Wir werden Cyborgs“

Yuval Harari ist einer der Superstars unter den heutigen Historikern. Seine Bücher sind internationale Bestseller, Bill Gates, Mark Zuckerberg und Barack Obama gehören zu seinen Fans. 1976 in einem kleinen Vorort von Haifa in Israel geboren, promovierte Harari an der Oxford University auf dem Gebiet der Militärgeschichte des Mittelalters und begann 2005 an der Hebräischen Universität in Jerusalem Geschichte zu unterrichten. Sein ruhiges Leben als Dozent endete 2011, als er ersucht wurde, einen Kurs über die Geschichte der Menschheit zu erstellen.

Seine Kursnotizen wurden auf Hebräisch veröffentlicht und weckten sofort sowohl in der akademischen Welt als auch in der breiten Öffentlichkeit viel Interesse. Das Buch wurde zuerst in Israel, dann weltweit ein Bestseller. Harari wurde zur Berühmtheit. In diesem

provokanten und genialen Werk erklärt er, warum ausgerechnet unsere Spezies die Welt erobern konnte. Was hat den Menschen so mächtig werden lassen?

2016 kam sein nächstes Buch *Homo Deus – eine kurze Geschichte von Morgen* heraus. Darin prognostiziert er, dass wir vor dem größten Sprung in der Evolution stehen, seit das Leben begann. Die Menschen würden ein Upgrade bekommen, meint er, und zu Cyborgs, also einer Kombination aus organischen und anorganischen Teilen werden. Das menschliche Gehirn als Kommando- und Kontrollzentrum würde zukünftig direkt an alle Arten von Geräten angeschlossen sein. Der Wissenschaftler, der angeblich selbst kein Smartphone besitzt, prognostiziert, dass diese Geräte mit uns verschmelzen werden.

### Künstliche Intelligenz

Und was wird passieren, wenn wir Maschinen konstruieren, die fast alles besser können als wir? Hararis Ausführungen über künstliche Intelligenz sind aufwühlend. Er sagt voraus, dass Milliarden von Menschen bald von künstlicher Intelligenz aus der Arbeit gedrängt werden. Eine „nutzlose“ Klasse entstünde, ohne wirtschaftliche oder militärische Funktion.

Seine Vorlesungen an der Universität sind auch auf Youtube zum internationalen Hit geworden, und er schreibt eine regelmäßige Kolumne für die israelische Tageszeitung *Haaretz*. Sein offener Online-Kurs wird regelmäßig von zehntausenden Studenten besucht. Harari ist verheiratet und lebt mit seinem Ehemann in einem Moschaw, einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, westlich von Jerusalem.

# Der Spion Klatt

**Die Geschichte von „Klatt“ und den legendären „Max“-Meldungen von der Ostfront geistert seit Jahrzehnten durch die einschlägige Literatur über Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg. Nun bringt Winfried Meyer vom Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung Klarheit in das verwirrende Zwielficht von Halbwahrheiten und Spekulationen.**

VON HERBERT VOGLMAYR

Die CIA-Abteilung für Gegenspionage hielt sie für „eines der größten Rätsel des Krieges“, und auch dem britischen Geheimdienst blieben sie „ein geheimnisvolles Rätsel“: die „Max“-Meldungen, die ein Agent mit dem Decknamen „Klatt“ ab Herbst 1941 aus Sofia und ab Herbst 1943 aus Budapest an die Wiener Außenstelle des militärischen Geheimdienstes der Deutschen Wehrmacht funkte. Sie berichteten über sowjetische Truppenbewegungen und Beschlüsse des sowjetischen Generalstabs.

Hinter dem Decknamen „Klatt“ verbarg sich Richard Kauder, ein Wiener Immobilienmakler jüdischer Herkunft, Sohn eines zum Katholizismus konvertierten k.u.k. Militärarztes. Nach NS-Gesetzen galt er als „Volljude“ und kam 1940 in Gestapo-Haft, bis sich ein Freund seines Vaters – ein katholischer Adliger, Nazi-Gegner und Leiter der Wiener Außenstelle der militärischen Abwehr – für ihn einsetzte. Kauder trat in dessen Dienst und baute in Sofia den „Luftmeldekopf Südost“ auf, von wo aus er ein Netz an Verbindungen zu vielen Informanten knüpfte. Mit dieser Tätigkeit konnten die Offiziere der „Abwehrstelle Wien“ ihn und seine Mutter vor dem Zugriff der Gestapo schützen.

Mit Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges fanden Kauders „Max“-Meldungen aus Sofia im deutschen Hauptquartier größte Beachtung. Reinhard Gehlen – Chef der Abteilung Fremde Heere Ost und nach dem Krieg Gründer des Bundesnachrichtendienstes (BND) – vertraute Kauders Funkprüchen nach anfäng-

lichem Zögern. Weil zunehmend Erkundungsmittel wie Luftaufklärung und Funkhordienst zur Überprüfung dieser Informationen ausfielen, wuchs die Abhängigkeit von ihnen, sie wurden als „kriegswichtig“ eingestuft und schwollen durch Kauders taktisches Geschick zu einer Flut an, die 1943 die Zahl von 3700 Meldungen erreichte. Neben den „Max“- kamen auch „Moritz“-Meldungen, welche die britischen Truppen im Mittelmeerraum und Nahen Osten betrafen, sie wurden jedoch rasch als „äußerst zweifelhaft“ erkannt. Die Briten, die den Funkverkehr Kauders mithörten, wurden daraus nicht recht schlau. Sie hielten zwar ein Netzwerk antisowjetischer Agenten in der Sowjetunion durchaus für möglich, zögerten aber, ihren Verbündeten Stalin darüber zu informieren, weil der Verdacht aufkam, der deutsche Agent Klatt könnte ein sowjetischer Doppelagent sein, der die deutsche Seite irreführte.

## Gut erfundene Fake News

Als die Alliierten nach Kriegsende dem Geheimnis der „Max“-Meldungen nachgingen, ergaben zahlreiche Verhöre mit Kauder und anderen, dass deren Inhalte vor allem vom russischen Emigranten Longin Ira kamen, einem ehemaligen Offizier der Weißen Armee im Bürgerkrieg gegen die Bolschewiki, den Kauder während seiner Haft 1940 kennengelernt hatte. Die Frage, ob Kauder sowjetischer Doppelagent war, ließ sich dabei nicht klären. Ein Indiz dafür, dass dem nicht so war, ist die Tatsache, dass der sowjetische Geheimdienst mehrmals versuchte,

seiner habhaft zu werden, zum Teil in spektakulären, jedoch gescheiterten Geheimdienstaktionen in der amerikanischen Besatzungszone (Salzburg und St. Gilgen). Kauder wurde vom US-Geheimdienst rekrutiert, 1948 wieder entlassen und starb 1960 in Salzburg – hoch verschuldet, entmündigt und dem Wahnsinn nahe.

Nach dem gründlichen Studium alliierter, deutscher und zum Teil auch russischer Geheimdienstakten kommt Meyer in der Zusammenschau zum Urteil, dass Kauders wichtigster Informant Longin Ira zwar keine offiziellen sowjetischen Quellen hatte, aber aufgrund seiner Bürgerkriegserfahrungen mit der Roten Armee und seiner guten Ortskenntnisse seine Meldungen so gut erfand, dass sie nahe an der Realität lagen.



Winfried Meyer  
**Klatt:**  
Hitlers jüdischer Meisteragent gegen Stalin  
Metropol Verlag, Berlin 2015  
1287 Seiten, EUR 49,90



© PETER RIGAUD

## Wenn nicht ich für mich Sorge...

VON MARTIN ENGELBERG

Rufen Sie doch einmal die Homepage der Israelitischen Kultusgemeinde Wien auf ([www.ikg-wien.at](http://www.ikg-wien.at)) und wählen Sie dort unter der Rubrik „News & Medien“ den Unterpunkt „Neuigkeiten“. Dieser enthält die aktuellen offiziellen Aussendungen der Kultusgemeinde. Am heutigen Tag (Ende Juli 2017) waren dort auf den ersten fünf Seiten insgesamt 45 Stellungnahmen zu lesen. 19 Meldungen befassen sich mit Israel, 18 mit dem Thema Antisemitismus und lediglich acht mit Themen der jüdischen Gemeinde – diese noch dazu von eher trivialem Inhalt wie Ehrungen, eine Traueranzeige oder die Bekanntgabe des Wahltermins.

Mit einer weiteren wichtigen Aktivität schafft es die IKG jedes Jahr in die Schlagzeilen der österreichischen und auch internationalen Medien: Die jährliche Veröffentlichung eines Antisemitismus-Berichtes. Die Schlagzeilen übertreffen sich von Jahr zu Jahr. Dieses Jahr hieß es, der Antisemitismus hätte ein „alarmierendes Niveau“ erreicht. Im Jahr davor war es ein „furchterregendes Niveau“ gewesen. Doch schon im Jänner 2013 wurde vor einer „Verdoppelung antisemitischer Attacken“ gewarnt.

Die nächste große politische Aktivität der Kultusgemeinde? Sie haben es sicher bereits erraten: eine große internationale Konferenz zum Thema Antisemitismus im Februar 2018. Aber auch die Jugend der Gemeinde will den Altvorderen nicht nachstehen. Die jüdische Hochschülerschaft gab sich am Anfang dieses Studienjahres einen neuen Vorstand. Deren

bisher wichtigste politische Aktivität? Eine Podiumsdiskussion. Worüber? Antisemitismus.

Währenddessen gibt es keinerlei Diskussion zu den wichtigsten Fragen einer modernen jüdischen Identität und der jüdischen Gemeinde Wiens. Seit einigen Jahren und verstärkt durch den Wechsel des Oberrabbinats gibt es – allerdings nur hinter den Kulissen – hitzige Diskussionen zum Thema Übertritt zum Judentum, welches hunderte Familien der Gemeinde nachhaltig betrifft und verunsichert. Viele Gemeindemitglieder fühlen sich von neuer orthodoxer Strenge im Stadttempel abgestoßen. Viele Menschen beschäftigt ihr Verhältnis zu Israel und sie würden sich ein Forum in der Gemeinde wünschen, in dem sie sich dazu austauschen können. Wie steht es mit dem Verhältnis Frau und Mann in der jüdischen Religion und Praxis? Wie ist der Umgang mit Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung?

Was macht eine moderne jüdische Identität jenseits der Beschäftigung mit dem Antisemitismus und Israel aus? Es wäre eine große, aber sehr lohnende Herausforderung, dieses Thema zu hinterfragen. Wie steht es mit unseren traditionell jüdischen Werten, Idealen und Traditionen in einer modernen Welt, die sich vom Leben und der Realität des Shtetls und der Ghettos grundlegend unterscheidet? Wie wichtig ist ein traditionelles jüdisches Leben für die Erhaltung dieser jüdischen Identität? Das sind doch allesamt substanzielle Fragen, die sich alle jüdischen Menschen

– jung wie alt – und insbesondere Eltern jüdischer Kinder stellen müssen.

Dabei müssen wir uns mit den Haltungen anderer konfrontieren und auseinandersetzen – gerade mit jenen Menschen, die nicht so denken und handeln wie wir. In einen Diskurs treten, in bester jüdischer Tradition, in eine „Machloket le Schem Schaim“, in einen Konflikt um des Himmels Willen, wie es direkt übersetzt heißt. Wenn wir einander nur immer in der gleichen Meinung bestärken, werden wir immer engstirniger und extremer. Dann sind am Ende alle anderen, innerhalb und außerhalb der Gemeinde, nur mehr Feinde.

Dafür gilt es Verantwortung zu übernehmen. Das Abwenden von der Kultusgemeinde, wie es viele Gemeindemitglieder zunehmend tun, ist keine Lösung. So geht jüdisches Leben immer mehr verloren. Es ist schlichtweg unzulässig und auch sinnlos, von der Gemeindeführung oder den Rabbinern Antworten auf diese elementaren Fragen des jüdischen Lebens zu erwarten. Jeder von uns ist aufgerufen zu handeln. In den Sprüchen der Väter wird Rabbi Hillel mit dem berühmten Satz zitiert: „Wenn nicht ich für mich Sorge, wer wird es tun? Und wenn ich für mich Sorge, wer bin ich dann? Und wenn nicht jetzt, wann denn?“

Gibt es einen besseren Zeitpunkt als zum Beginn des jüdischen Neujahrs, des Tages des Gerichtes, über diese Fragen nachzudenken? In diesem Sinne möchte ich Ihnen und Ihren Familien ein glückliches und süßes neues Jahr wünschen!

## Vor 15 Jahren im **nu**

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Beim Lesen von früheren **NU**-Ausgaben kann man den Eindruck gewinnen, in der Kultusgemeinde stünde immer gerade eine Wahl bevor. Bereits in Ausgabe 9 hatten wir im September 2002 geschrieben, wie absurd es sei, dass einige tausend Mitglieder nicht weniger als insgesamt 24 Mandate wählen und damit rund 30 Prozent der Wähler sich selbst oder einem nahen Verwandten ihre Stimme geben. Folgerichtig nannten wir die IKG-Wahl denn auch „family business“. Daran hat sich bis heute nichts Grundsätzliches geändert. Würde man dieses Verhältnis von Wählern und Mandatären auf das österreichische Parlament umlegen, würden im Hohen Haus rund 20.000 Mandatäre sitzen müssen.

Vor 15 Jahren befassten wir uns intensiv mit der Kür der vielen Fraktionen. Martin Engelberg interviewte dazu den damaligen Präsidenten Ariel Muzicant und konfrontierte ihn mit der Meinung vieler Mitglieder, dass er als Vorsitzender den Kultusrat zu wenig in seine Entscheidungen einbeziehe. Das äußerst plakative Titelbild zeigt Muzicant denn auch unter der Überschrift „Ari allein zu Haus“.



Eine wichtigere Causa in diesen schwarz-blauen Zeiten hatte ihren Ursprung in einem Rülpsen des freiheitlichen Volksanwalts Ewald Stadler, der bei einer Sonnwendfeier davon gesprochen hatte, dass Österreich nur „angeblich“ 1945 vom Faschismus und Tyrannei befreit worden sei. Wir von **NU** forderten daraufhin eine neue Geschäftsordnung bei der Volksanwaltschaft, die eine Absetzung von Volksanwälten ermöglichen sollte. Juden wollten und könnten ihre Angelegenheiten nach

diesen Aussagen nämlich nicht mehr bei Stadler deponieren, wären damit aber eines in der Verfassung verankerten Rechts beraubt.

Schließlich veröffentlichten wir in dieser Ausgabe 9 einen ersten Überblick über den 20.000 Seiten umfassenden Historikerbericht zum Vermögensentzug während des Nationalsozialismus. Dazu gab es ein Gespräch von Alexia Wernegger mit dem Vorsitzenden der Kommission, dem damaligen Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs Clemens Jabloner.

Eva Menasse schenkte uns eine schöne Reportage über eine Reise mit ihrem Vater nach England. Hans Menasse war als Achtjähriger mit einem Kindertransport entkommen. Die beiden besuchten mehr als sechzig Jahre später einige Orte seines damaligen Aufenthalts. Der Direktor der „Primary School“, die Hans besucht hatte, bat seinen früheren Schüler spontan in eine Klasse, um dort über sein Schicksal und die Zeit nach 1938 zu berichten.

Das Heft aus dem September 2002 enthält ein Stück Zeitgeschichte. Nachzulesen ist es im Archiv auf der Website [www.nunu.at](http://www.nunu.at). nu

### **Leserbrief**



Leserbrief zu Ausgabe 68

Sehr geehrtes **NU**-Team!

Im Sommer und zur Weihnachtszeit eines jeden Jahres gelingt es mir, mich ausführlicher mit den Beiträgen der **NU** zu beschäftigen, und immer wieder freue ich mich über die offene und anregende Darstellung bzw. Diskussion verschiedenster Themen. Besonders hervorheben möchte ich die unterschiedlichsten Beiträge zu den amerikanischen Wahlen, z.B. M. Engelberg: *Ist das gut für die Juden?*

Ganz besonders möchte ich gratulieren zu dem Beitrag von F. Altenburg *Was sind Alt-Oberösterreicher? Was ist Erinnern?*. Dem Autor gelingt in hervorragender Weise, bestehende in-

haltsleere Ritualisierungen einer institutionalisierten Erinnerungskultur freizulegen und damit einer berechtigten Diskussion und Kritik preiszugeben.

Europa steht vor schier unlösbaren Aufgaben. Lösbar werden sie nur sein, wenn wir ausgetretene Pfade und Denkschablonen hinter uns lassen und in einer breiten, vorurteilsfreien Berichterstattung die Problemlagen offenlegen und in der Sache hart aber wertschätzend und ergebnisoffen diskutieren. Ich bitte Sie, weiterhin Ihren Beitrag dazu zu leisten.

**Johann Lehrer**  
Hof bei Salzburg



**Katrin Diehl**  
ist nach ein paar Semestern an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg nach München an die Deutsche Journalistenschule gewechselt. Seitdem lebt sie dort und ist als freie Journalistin tätig.



**Martin Engelberg**  
Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



**Johannes Gerloff**  
hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.



**Werner Hanak-Lettner**  
Chefkurator am Jüdischen Museum Wien mit großer Liebe zur Musik, insbesondere zum Sound des 18.-21. Jahrhunderts. Kuratierte sowohl *quasi una fantasia. Juden und die Musikstadt Wien* als auch die Mozartwohnung und das Haydnhaus in Wien.



**Anita Haviv-Horiner**  
In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.



**Elisa Heinrich und Agnes Meisinger**  
sind Historikerinnen am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.



**Eva Konzett**  
Journalistin mit Hang zu Osteuropa, Redakteurin beim *Wirtschaftsblatt*, twittert für das **NU**.



**Mathias Krempl**  
ist Universitätsassistent am Institut für Rechts- und Verfassungsgeschichte, Projektmitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte (beide Universität Wien), ehrenamtlicher Ausbilder der Bergrettung (Ortsstelle Wien) und Instruktor Hochtouren (ÖAV Freistadt).



**Charles Lewinsky**  
ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

**Ruth Lewinsky**  
begannt als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.



**Peter Menasse**  
Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.



**Petra Menasse-Eibensteiner**  
studierte Philosophie und Publizistik in Salzburg. Sie ist Kommunikationsberaterin und Herausgeberin des Burgenländischen Magazins DER SEE, [derseemagazin.at](http://derseemagazin.at)



**Felix Michler**  
studiert Philosophie an der Universität Wien und schreibt gelegentlich für das **NU**.



**Rainer Nowak**  
Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.



**Elena Rosberg**  
ist Unternehmerin und lebt in Wien.



**Martin Rummel**  
Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.



**Ida Salamon**  
Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.

## Autorinnen und Autoren



### **Michaela Spiegel**

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



### **Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



### **Georg Spitaler**

ist Politologe und Historiker; nach langjähriger Tätigkeit an der Universität Wien arbeitet er seit 2015 am Archiv und Forschungszentrum „Verein für Geschichte der ArbeiterInnenbewegung“.



### **René Wachtel**

lebt in Wien, ist selbständig und Kultusrat in der IKG.



### **Anatol Vitouch**

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



### **Peter Weinberger**

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

# IMMER WIDER MAINSTREAM!

22.9.2017 • ab 19 Uhr  
Ottakringer Brauerei  
8 Bands • 2 Floors • DJ's  
Eine Nacht! • [falter.at/fest](http://falter.at/fest)



## Das 40 Jahre FALTER Fest.

Mit freundlicher Unterstützung der  
**StadT Wien**

# Über große und kleine Jumbos



**Rainer Nowak und Peter Menasse dajgezzen über die Siegesstrategie von Alexander Van der Bellen, über soziale Kanäle und über die neue Ostküste.**



**Menasse:** Was sagt man dazu: Unlängst hat ein Freund bei einem Gespräch gemeint, ich würde beim Diskutieren dem Peter Pilz ähneln.

**Nowak:** Du hast Freunde?

**Menasse:** Nicht so viele, wie Pilz plötzlich hat. Und ich bin ihm auch nicht ähnlich.

**Nowak:** Ich schätze Peter Pilz als Aufdecker, Selbstvermarkter und Querulanten. Aber es ist beleidigend, dich mit ihm in einen Topf zu werfen. Weder kannst du so gut insistieren, noch so oft „ich“ in einem Satz unterbringen. Und da kenne ich mich aus.

**Menasse:** Die Wahlen werden jedenfalls ein Schaulaufen von Selbstvermarktern sein. Aber kauft man Politiker wirklich, weil sie ihre Ich-Marke so gut pflegen?

**Nowak:** Stimmt, endlich wird der Begriff Elefantenrunde wahr. Am Wahlabend wird das Innenministerium für so viele Egos viel zu klein sein. Kurz, Kern, Strache, Lunacek, Pilz und Griss.

**Menasse:** Warum lässt du bei der Elefantenherde den armen Stolz aus?

**Nowak:** Ich kann richtig gemein sein, oder? Wobei wirklich gemein wäre, Haselsteiner statt Stolz zu nennen.

**Menasse:** Ich habe den Eindruck, dass Frau Lunacek einen großen Anlauf nimmt, um endlich öffentlich für die Grünen aufzutreten. Möglicherweise will sie damit bis nach der Wahl warten. Also sie darf man wirklich nicht bei den Ober-Egos nennen.

**Nowak:** Ich will ihr ja ehrlich nicht noch mehr schaden, aber ich muss sagen, ich schätze sie wirklich sehr.

**Menasse:** Mir ist sie auch sympathisch und ich halte sie für besonders klug. Aber warum versteckt sie das denn vor den Wählern?

**Nowak:** Das ist die alte Van-der-Bellen-Taktik: wenig sagen, viel schlum-

mern, Wahlen gewinnen. H.C. Strache macht das ähnlich, aber von Ibiza aus.

**Menasse:** Hat er da den Kickl mit bei sich? Oder wer schreibt ihm sonst seine Ansichtskarten aus dem Ausland?

**Nowak:** Nein, Kickl bleibt zu Hause, weil schließlich einer arbeiten muss. Aber du bist so retro, alter Mann. Ansichtskarten??? HC postet auf allen sozialen Kanälen.

**Menasse:** Weil dort so viele Kanalarbeiter unterwegs sind, halte ich mich raus. Und ich habe auch meinen Kriterienkatalog noch nicht fertig und weiß daher nicht, welche Auflagen Politiker erfüllen müssen, damit ich ihre Postings lese.

**Nowak:** Christian Kern urlaubt auch in Ibiza. Dabei ist das doch die Insel der Althippies und Partymenschen. Das Partymachen passt allerdings nicht zum SPÖ-Chef. Wobei der eine geniale Doppelstrategie fährt: Seine Frau wirbt gegen eine FPÖ-Regierungsbeteiligung, er hält sie sich offen. Das ist Familiensplitting neu.

**Menasse:** Sie wird ihre Meinung schon noch ändern, wenn erst der SP-Partei- und des wichtigsten Bundeslandes sich ihrer annimmt. Hans Niessl hat nur noch nicht Zeit gefunden, ihr die Vorzüge der FPÖ zu erläutern.

**Nowak:** Können wir bitte einmal dajgezzen, ohne über dein Miniatur-Kuba zu sprechen? Ich komme ja auch nicht immer mit dem ähnlich großen Mariahilf.

**Menasse:** Du bist ja dort auch ein Fremdkörper – weder Architekt noch Grafiker.

**Nowak:** Stimmt, ich gebe mich dort immer als *Standard*-Redakteur aus.

**Menasse:** Sollten wir nicht einmal über was Gescheites reden, statt immer nur über die Innenpolitik? Beispielsweise ist zu fragen, warum plötzlich immer

öfter Kühe auf ihren Weiden harmlose Wanderer attackieren. Ist das Touristen-Verdrossenheit?

**Nowak:** Nachdem sich die Österreicher völlig dem Tourismus unterjocht haben, sind die Kühe die letzten Gallier. Bist du Asterix-firm?

**Menasse:** Nein, meine Liebe gehört dem Weltall. Ich habe gerade ein Interview mit einem Außerirdischen geführt, der ein echter Jude aus der Bronx ist. Das Weltall ist auch jüdisch. Es gibt also eine jüdische Weltall-Verschörung.

**Nowak:** Da mische ich mich nicht ein. Weißt du, wie man echte antisemitische Verschörungstheoretiker neuerdings zum Zweifeln bringt? „Ist Ihnen schon aufgefallen, dass die Westküste die neue Ostküste ist?“

**Menasse:** Das verstehe ich nicht.

**Nowak:** Na, ein paar wenige digitale Firmen an der Westküste beherrschen neuerdings die ganze Welt.

**Menasse:** Und was ist mit Zuckerberg? Was ist mit der IT-Branche in Israel? Nein, so kommst du mir nicht.

**Nowak:** Zuckerberg ist kein Jude, er hat eine eigene Religion gegründet, die sich Facebook nennt. Was der an Freunden hat!

**Menasse:** Du bist ja auch auf Facebook, das heißt, du gehörst auch zu dieser Religion?

**Nowak:** Nein, ich bin eben vom anderen Ufer: ein Nichtjude, der seit Jahren für ein jüdisches Magazin schreibt und eine angeblich seriöse Zeitung leitet. Das nenne ich mir Weltverschörung.

**Menasse:** Mein Leiden besteht darin, dass angeblich alle Juden sich miteinander verschworen haben und davon profitieren, nur mich lassen sie nicht mitmachen.

nu

\* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

# Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

[www.wienerzeitung.at/abo](http://www.wienerzeitung.at/abo)

**WIENER ZEITUNG** 

Zusammenhänge verstehen